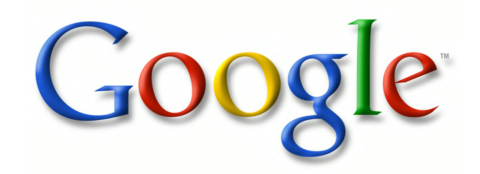
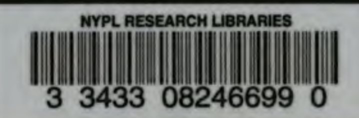
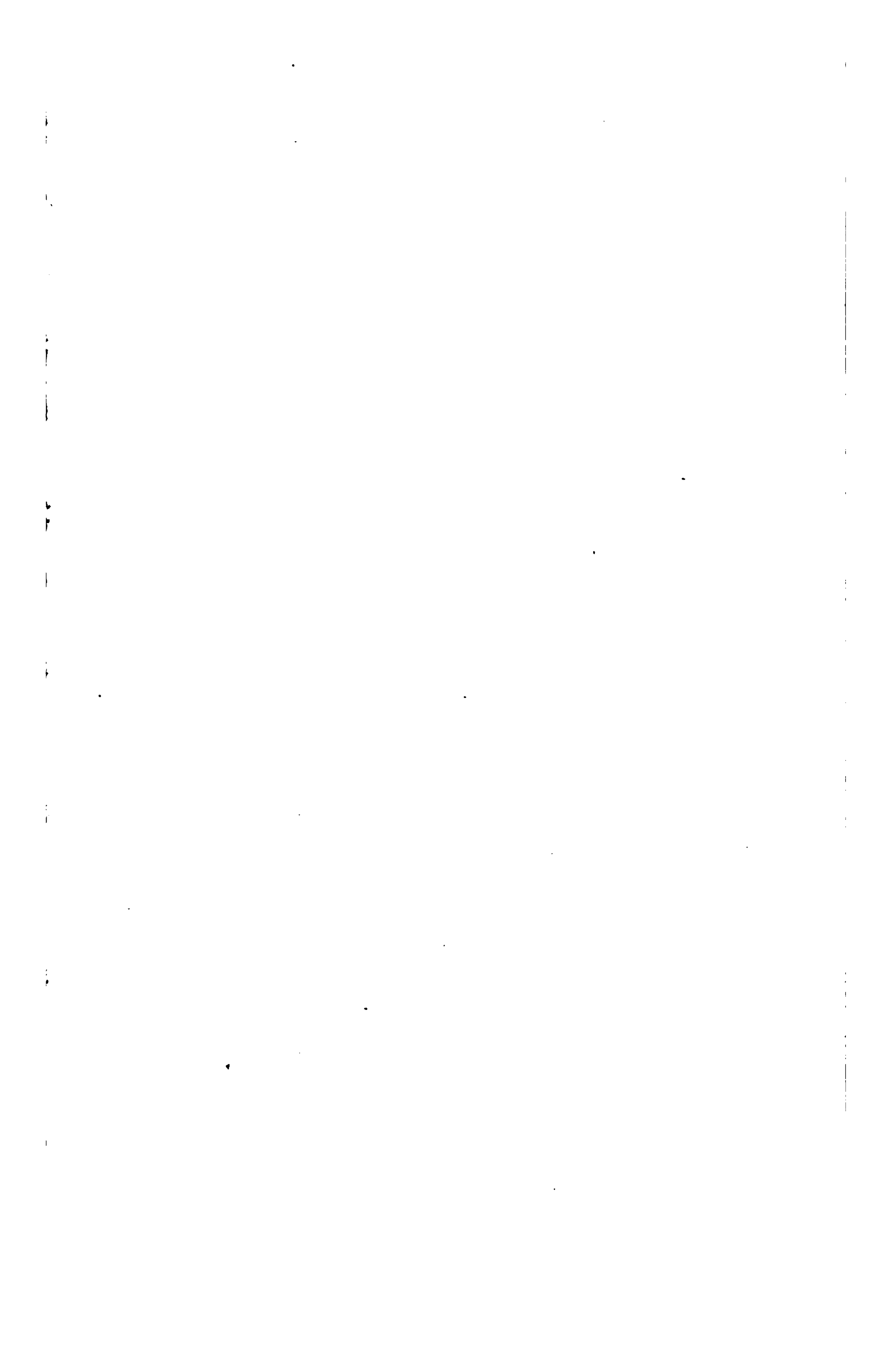



NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08246699 0



[illegible]

E.M.B.



Geschichte

des

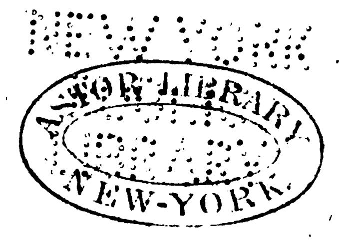
dreißigjährigen Krieges

zur

zweihundertjährigen Jubelfeier des westphälischen Friedens
im Jahre 1848.

Von

Dr. Karl Schmidt,
Pfarrer und Adjunkt der Schulaufsicht zu Vippachedelhausen.



Jena,
Druck und Verlag von Friedrich Frommann.

1848.

Vorwort.

Nicht nur Neues fügt die Zeit den Tafeln der Geschichte bei, sondern auch längst Geschehenes bringt sie bei ihrem steten Kreislaufe dem Gedächtniß der Sterblichen zurück, damit diese, die Vergangenheit der Gegenwart anreihend, um so mehr den Standpunkt finden und zu würdigen vermögen, auf welchen die Alles leitende Hand der Vorsehung sie führte. Des Wichtigen viel, was vor Hunderten von Jahren geschah, dessen segensreiche Folgen wir in vollem Maße genießen, brachte der Umschwung der Zeit in den letzten drei Decennien unserm geistigen Blicke nahe, und erweckte solche Gefühle, die in einer würdigen Feier die dankbarste Anerkennung des vor Jahrhunderten Geschehenen auszusprechen suchten. Gedenken wir nicht noch mit Wärme und inniger Theilnahme des Jahres 1817, wo der 31. des Monats October uns aus einer dreihundertjährigen Vergangenheit den Mann hervorrief, dessen Hammerschlag an die Thüre der Schloßkirche zu Wittenberg durch ganz Europa hallte und Tausende aus dem verderblichsten Schlummer des Wahns und Irrthums weckte? Erinnern wir uns nicht lebhaft des Jahres 1830, welches uns die wackern Verfechter des reinen Evangeliums nahe stellte, die vor dreihundert Jahren mit Unerschrockenheit ihr Glaubensbekenntniß zur Steuer jedes ferneren Eingriffs in ihre Rechte dem Oberhaupte des deutschen Reichs zu Augsburg übergaben? Liegt uns nicht noch der 18. Februar des verflossenen Jahrs nahe, wo wir des Abscheidens des großen Luthers gedachten, der seinen thatenreichen Erdenlauf vor dreihundert Jahren zu Mansfeld beschloß? Und

so führt uns die Zeit auf ihren raschen Schwingen im kommenden Jahre einem Tage zu, an welchem vor zweihundert Jahren das von Luther begründete, in seinem Geiste von treuen Gehülfen fortgesetzte große Werk der Reformation in dem westphälischen Frieden, leider nach dreißigjährigem, höchst blutigem Kampfe, volle Anerkennung fand.

Wie bei diesen und allen andern wichtigen Zeitpunkten die Geschichte ihre Tafeln ausbreitete, damit das jetzt lebende Geschlecht mit hellem Auge einen um so sicherern Blick in das Dunkel der Vergangenheit zu thun und das Geschehene deutlich zu erkennen vermöge; so versäumt sie auch jetzt nicht, aus den Tausenden und aber Tausenden von Tafeln, auf welchen das Geschehene verzeichnet steht, die herauszusuchen und aufzustellen, welche den blutigen, dreißig Jahre des Glaubens halber geführten Krieg enthalten, der erst in dem Frieden zu Münster und Osnabrück (1648) seine Endschaft erreichte.

Zu diesem Zwecke also, der vollendeten zweihundertjährigen Dauer des westphälischen Friedens im kommenden Jahre eine um so würdigere Feier zu bereiten, erscheint dieses Schriftchen, nach den besten, zuverlässigsten Quellen bearbeitet und hoffentlich auch im rechten Tone gehalten.

Möge es daher in den nun kommenden Winterabenden nicht nur einige Unterhaltung gewähren und eine um so würdigere Vorbereitung zur bevorstehenden zweihundertjährigen Jubelfeier des westphälischen Friedens veranlassen, sondern auch der Protestanten Geist beleben, das theuere, in jenem Frieden gesicherte Kleinod „Glaubens- und Gewissensfreiheit“ um so höher zu halten, selbiges um keinen Preis der Welt hinzugeben und niemals vergänglichen Gewinns halber der Menschen Knechte zu werden, sondern in der ächten Freiheit der Kinder Gottes zu bestehen.

Vippachedelhausen, den 10. November 1847.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

Die ersten Ursachen zum dreißigjährigen Krieg 1

Der unheilvolle dreißigjährige Krieg bricht in Böhmen aus 17

Der in Böhmen beendigte Krieg findet in Deutschland seine Fortsetzung . . . 30

Ferdinands Verfahren erregt die Aufmerksamkeit der meisten Großmächte Europa's und veranlaßt den ersten europäischen Bund zu Gunsten der Protestanten . 34

Nach dem mit Dänemark geschlossenen Frieden verfolgt Ferdinand seinen Plan, den Protestanten die im Religionsfrieden zugestandenen Rechte wieder zu entreißen, sieht sich aber zugleich gezwungen, Wallensteins wachsende Macht zu beschränken 41

Gustav Adolph, König von Schweden, tritt in Deutschland für die Sache der Protestanten gegen den Kaiser und die Ligue auf 45

Der Churfürst von Sachsen, Johann Georg, durch Tilly's Druck veranlaßt, schließt mit Gustav Adolph, König von Schweden, ein Schutz- und Trutz-Bündniß gegen den Kaiser und die Ligue 55

Gustav Adolph vernichtet die Ligue gänzlich; Wallenstein jedoch, vom Kaiser wieder gewonnen, beginnt den Kampf von neuem, bis die Schlacht bei Lützen ihm Grenze und Ziel setzt 67

Der schwedische Reichsrath führt nach Gustav Adolphs Tode den Krieg in Deutschland durch tüchtige Feldherrn fort, und verbündet sich mit Frankreich, welches nachdrücklicher den Krieg gegen Östreich und Spanien zu führen verspricht . 81

Der Churfürst von Sachsen, dem die meisten deutschen Fürsten nachfolgen, tritt von dem Bunde mit Schweden ab und vereinigt sich wieder mit dem Kaiser gegen Schweden, was den Krieg zu einem gänzlichen Verheerungskriege umgestaltet 88
Der westphälische Friede 99
Noch ein Blick auf Deutschland unmittelbar nach dem Frieden 104

Die ersten Ursachen zum dreißigjährigen Kriege.

Die entfernten Ursachen dieses Krieges, welcher 30 Jahre lang (von 1618 bis 1648) unser deutsches Vaterland erschütterte, demselben das kräftige Mark aussog und beinahe dem gänzlichen Verfalle nahe brachte, liegen in der Reformation des 16. Jahrhunderts und in dem unbestimmten Religionsfrieden zu Augsburg (1555). Die Reformation, durch den einsichtsvollen, kräftigen Luther veranlaßt, hatte eine Fackel entzündet, welche nie wieder zum Verlöschen kam. Denn sogleich nach Luthers Tode, noch in demselben Jahre (1546), brach der längst gefürchtete Kampf zwischen Protestanten und Katholiken aus: und was Luther stets gefühlt und vorausverkündigt hatte, traf wirklich ein, nemlich die Unentschlossenheit, das Zögern der Protestanten führte zu ihrem eigenen Verderben. Als bereits Kaiser Karl V. seine Absichten und Pläne, in Bezug auf die Protestanten, unverholen zu erkennen gab, als die Rüstungen vor aller Augen rührig betrieben wurden; wagten die protestantischen Fürsten, in träge Ruhe versunken, nichts Entscheidendes, ließen den kostbaren Zeitpunkt unbenutzt vorübergehen und unterlagen schmachvoll der kaiserlichen Macht, welche der treulose Moritz, Herzog zu Sachsen, aufs kräftigste unterstützte, in der Schlacht bei Mühlberg (d. 24. April 1547).

Dem Anscheine nach hatte die protestantische Freiheit einen gewaltigen Stoß für immer erhalten und ihre Wiedererhebung schien unmöglich zu sein. Doch dem war nicht so! Karl V., im Bewußtsein seiner überlegenen Kraft, übermüthig und hart, reizte die unterdrückten Protestanten dermaßen, daß sie, in Verbindung mit Moritz von Sachsen, der indessen den Churhut, für seine Treulosigkeit, vom Kaiser erhalten hatte, Karl V. zu Leibe rückten und ihm, mit einem Schlage, alle Früchte der Mühlberger Schlacht raubten. Karl V. ließ alsobald durch seinen Bruder Ferdinand mit Churfürst Moritz unterhandeln, wodurch zu Passau „der Passauer Vertrag" zu Stande kam (d. 31. Juli 1552),

vermöge welches beschlossen wurde, beiden Parteien, Protestanten und Katholiken, gleiche Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und die Religionsangelegenheiten auf einem erst zu bestimmenden Reichstage zu Aller Zufriedenheit zu beseitigen und auszugleichen. Dieser Reichstag fand endlich zu Augsburg (1555) statt, wo der gewünschte Religionsfriede geschlossen wurde. Die Protestanten erhielten überall im Reiche freie Religionsübung; die aus katholischen Klöstern und Stiftungen bisher ihnen zugeflossenen Einkünfte sollten sie behalten; niemand solle wegen der Religion irgend eine Kränkung erfahren; jedem solle die Erlaubniß zustehen, um der Religion willen, auszuwandern, wohin er wolle. Einen Punkt aber verweigerten die Katholiken hartnäckig, nemlich den: daß es den geistlichen Ständen in Deutschland nicht frei stehen solle, zur Augsburgischen Confession mit Beibehaltung ihrer Stellen und Güter überzugehen, weil dann bald alle Kirchengüter in den Händen der Protestanten sein würden; vielmehr müsse jeder geistliche Fürst, so bald er, für seine Person, zum Protestantismus übertrete, seine Stelle mit allen Einkünften an einen katholischen Fürsten überlassen.

Die Protestanten gaben leider dieser Forderung nach, obgleich sie sich vorbehielten, bei einer andern Gelegenheit, diesen wichtigen Gegenstand aufs neue zur Sprache zu bringen. Dies war der so wichtige und in der Folge unsägliches Unheil bringende Streitpunkt über den sogenannten „geistlichen Vorbehalt.“ Mit großer Mühe erkämpften die Protestanten endlich noch für ihre Religion einen Sitz im Kammergerichte, aber keineswegs mit demselben eine gleiche Stimmenzahl.

Dieser Religionsfriede zu Augsburg brachte also nicht den beiden deutschen Kirchen Gleichheit, da es ja doch die katholische allein war, welche den Sieg davon trug, und alles, was der lutherischen zugestanden wurde, blos Duldung genannt werden kann. Was die katholische Kirche hingab, opferte sie einzig der Noth, keineswegs aber der Gerechtigkeit; und genau genommen war es noch immer nicht ein Friede zwischen zwei gleich geachteten Mächten, sondern vielmehr ein Vertrag zwischen dem Herrn und einem überwundenen Rebellen. Denn blieb es nicht ein arges Verbrechen, zur protestantischen Kirche überzugehen, da man dem abtrünnigen geistlichen Fürsten, vermöge des geistlichen Vorbehalts, blos das nakte Leben ließ? Und offenbar hatte die katholische Partei, in Hoffnung besserer Zeiten, Alles blos bis zur nächsten allgemeinen Kirchenversammlung geltend gemacht, wo man sich bemühen wolle, beide Kirchen wieder zu vereinigen.

Dieser Religionsfriede, der die Flamme des Bürgerkrieges für immer auslöschen sollte, war genau genommen weiter nichts, als ein von Noth und Gewalt gebotenes Werk, wo keinesweges aufrichtig über Religion und Religionsfreiheit verhandelt worden war. Beide Theile

waren nicht befriediget; die katholische Partei glaubte zu viel verloren und die evangelische zu wenig gewonnen zu haben; beide suchten sich damit zu helfen, den Frieden, welchen sie doch jetzt noch nicht zu verletzen wagten, nach ihrer eigenen Absicht zu erklären und zu benutzen.

Auch zeigte sich leider nur gar zu bald das Unhaltbare dieses Friedens; denn die Klagen über Bevortheilung und Verletzung der gegenseitig zugestandenen Rechte häuften sich zu Tausenden bei dem Kammergerichte, wo zwar Rechtssprüche gethan wurden, denen aber Geltung und Nachdruck mangelte. Denn wenn auch dem wegen seiner Religion Unterdrückten das Recht zugestanden worden war, unangefochten das Land zu verlassen; so schützte man den gehaßten Unterthan keinesweges genug gegen die Bedrückungen seines Landesherrn, der nur zu oft dem Auswanderer, unter namenlosen Drangsalen, den Abzug erschwerte und Tausende von Schlingen legte, worin der Arme sich verstricken mußte. Die katholischen Unterthanen erhoben laute Klagen gegen ihre protestantischen Herren über Verletzung des Religionsfriedens und die evangelischen schrieen noch lauter über die Bedrückungen, welche sie von ihrer katholischen Obrigkeit zu erdulden hatten. Diese wechselseitigen Klagen unterstützten noch besonders die Theologen beider Parteien, welche bei jedem, oft dem unbedeutendsten Vorfalle, ihre Stimmen erhoben und neues Oel dem Feuer zugossen. Protestanten und Katholiken beobachteten daher sich stets mit Furcht und Eifersucht, und die widersinnigsten Gerüchte über feindliche Absichten der Gegner fanden in den gespannten Gemüthern nur zu leicht Glauben.

Das Gleichgewicht jedoch wäre keinesweges hierdurch aufgehoben worden, wenn die Protestanten unter sich selbst friedfertiger und einträchtiger gewesen wären. Ihre nichtigen Zänkereien aber unter sich selbst lieferten sie mehr und mehr in die Hände ihrer Gegner und machten sie sogar zum Gegenstande des Spottes und der Verachtung. Die wenigen, von Vielen aber mit großem Beifall aufgenommenen, Abweichungen der Reformirten in ihren Glaubenslehren steigerten die Leidenschaften aufs höchste; denn statt der Gründe zu ruhiger Überzeugung und friedlicher Vereinigung, bediente man sich der gehässigsten Schimpfworte und verfluchte alle, welche nicht der eigensinnigen Meinung und Ansicht beizutreten willig waren. Daraus wird es auch erklärlich, warum der treffliche Kaiser Ferdinand in seinem Testamente den Söhnen anempfehlen konnte: ja an dem Glauben der Väter fest zu halten und nicht zu den Protestanten überzutreten, da ohnmöglich der Gott der Wahrheit bei ihnen sein könne, weil sie selbst nicht leugnen möchten, daß sie viele Glauben hätten.

Zu verwundern war es also nicht, warum die protestantische Lehre,

bei der günstigen Stimmung des Volks und der Gewalt, welche eine neue Richtung über ein ganzes Zeitalter auszuüben pflegt, sich nicht schneller über Deutschland verbreitete. Der Protestantismus durch seine Entartung selbst legte den Hemmschuh an und verwandelte den vordem raschen Schritt in einen langsamen, matten. Wie konnte eine Lehre, welche so schnell in leeres Wortgezänk überging und deren Bekenner einander verfluchten, nun noch die Herzen der Menschen gewinnen? An vielen Orten trug es sich sogar zu, daß so Manche, die vordem ihr huldigten, wieder umkehrten und zur alten Kirche übertraten.

Diese kleinliche und klägliche Zänkerei aber, wodurch eine so unselige Trennung unter den Protestanten erfolgte, benutzten die Glieder des eigentlich zur Stütze des päpstlichen Stuhls (von dem Spanier Ignaz Loyola im Jahre 1540) gestifteten Jesuitenordens*), um das Mißtrauen zwischen beiden Religionsparteien um so fester zu pflanzen und womöglich die etwaige Eintracht ihrer Maßregeln gänzlich zu zerstören. Und ihren listigen Anschlägen und Kunstgriffen war es zuzuschreiben, daß die Protestanten in stetem Nachtheil blieben und nie zu ihrem eigentlichen Rechte gelangten.

Durch das listige, geheime Treiben der Jesuiten aber schwand das geringe Vertrauen, welches die Protestanten zur Redlichkeit der Papisten hatten, mehr und mehr, und die treulose, barbarische Behandlung, welche sich katholische Fürsten, die vom Papste durch den abscheulichen Grundsatz: „gegen Ketzer sei weder Treue noch Glauben zu beobachten," ihrer heiligsten Eide sich hatten entbinden lassen, gegen ihre protestantischen Unterthanen (namentlich in Spanien, Frankreich und den Niederlanden) erlaubten, erniedrigte die katholische Kirche in den Augen aller Redlichen und raubte ihr alle Ehre. Es war so weit gekommen, daß keine aus dem Munde der Katholiken auf einen noch so fürchterlichen Eid gegründete Versicherung die Protestanten zu beruhigen vermochte. Und somit konnte es auch der Religionsfriede nicht, welchen die Jesuiten blos als eine einstweilige Konvenienz darstellten und den man auch von Seiten Roms bereits verworfen hatte.

Unterdessen kam die allgemeine Kirchenversammlung, auf welche man beim Friedensabschluß verwiesen hatte, und wo so Manches näher bestimmt und fester gestellt werden sollte, in der Stadt Trident (d. 13. Decbr. 1545) zu Stande. Die streitenden Parteien vereinigten sich nicht, und die Protestanten, die listigen Anschläge und Kniffe der Jesuiten ahnend, hielten sich ganz fern, weshalb sie auch von den Katholiken, die sich nun für Stellvertreter und Entscheider auf dem Con-

*) Als Volksschrift ist hierüber sehr zu empfehlen: Die Jesuiten, wie sie waren und wie sie sind. Dem deutschen Volk erzählt von Eduard Duller. Berlin. Verlag von Karl J. Kleemann. Preis 4 Ngr.

kühnen ansahen, verdammt wurden. Der zu Passau durch Gewalt der Waffen erzwungene Vertrag, so wie der Augsburger Friede wurden für null und nichtig erklärt, und den Katholiken fehlte es von nun an nicht an einem Schein des Rechts, den Religionsfrieden gänzlich zu verletzen. Den Protestanten blieb kein anderer Schutz als ihre eigene Macht, welche sie entgegen zu stellen hatten.

Das gegenseitige Mißtrauen stieg von Tag zu Tag, wozu der heftige Krieg Spaniens mit den Niederländern das Seinige beitrug. An Deutschlands Gränzen stand eine gewaltige spanische Macht, welche leicht und schnell ins deutsche Reich eindringen und die Protestanten befehden konnte. Die Truppenwerbungen selbst, welche deutsche Fürsten damals im eigenen Vaterlande, theils aus Gewinnsucht, theils aus Parteigeist, unternahmen, schreckten stets eine von den beiden Religionsparteien auf, da sie leicht zu der Vermuthung gelangten, als sei es auf ihre Unterdrückung abgesehen. Selbst ein die Höfe besuchender Gesandte, ein päpstlicher Legat, oder irgend eine unschädliche oft zufällige Zusammenkunft von Fürsten, erregte augenblicklich allgemeines Aufsehen und machte die Parteien stutzig; daher kam es auch, daß Deutschland, beinahe 50 Jahre, mit der Hand am Schwerte sich gegenüber stand.

So lange Ferdinand I. und sein trefflicher Sohn, Maximilian II. regierten, schwand die öffentliche Ruhe nicht; denn mit aufrichtigem Herzen und beispielloser Geduld hatte er den Religionsfrieden zu Augsburg vermittelt, und auf dem Concilium zu Trident war er nicht weniger bemüht gewesen, beide Religionsparteien für einander zu gewinnen und auf immer zu vereinigen. Und hätte er es auch nicht so aufrichtig mit der Erhaltung des Friedens und eines guten Einverständnisses gemeint, so walteten noch andere Umstände ob, welche einen festen Frieden nöthig und wünschenswerth machten. Der Türkenkrieg in Siebenbürgen und Ungarn, welcher Geld und Macht forderte, wozu das deutsche Reich das Seinige zu leisten hatte, machte es ihm ohnedieß zur Pflicht, Protestanten und Katholiken mit gleicher Gerechtigkeit zu behandeln. Auf dem vom Vater eingeschlagenen Wege, den Protestanten die größte Schonung und Gerechtigkeit angedeihen zu lassen, ging der Sohn, Maximilian II., von welchem man sogar sagt, daß er die neue Religion gern auf den Kaiserthron erhoben habe, unablässig fort.

Doch mit Maximilians Tode (1576), wo sein ältester Sohn, Rudolph II., die Staaten geerbt und den kaiserlichen Thron bestiegen hatte, hörten die guten, friedlichen Zeiten auf, und Bewegung folgte auf Bewegung, da er (Rudolph) zwar als wissenschaftlich gebildeter, aber von den Jesuiten geleiteter Mann ganz dem Einflusse des spanischen Hofes anheimfiel und weder die Stimme der Billigkeit hörte, noch der Nothwendigkeit gehorchte, welcher Vater und Großvater treu ergeben gewesen

waren. Während er, ins innerste Gemach verschlossen, seinen chemischen und astronomischen Grübeleien nachhing, löste die Zwietracht alle Bande des deutschen Staatskörpers auf, und die Flammen der Empörung schlugen immer heftiger an die Stufen seines eigenen Thrones. Die östreichischen Landstände sagten ihm den Gehorsam auf, Ungarn und Siebenbürgen entrissen sich seiner Hoheit und Böhmen folgte dem gegebenen Beispiele. Im Innern Deutschlands wiederholte sich das, was stets geschah, so bald es dem Throne an einem Kaiser, oder dem Kaiser an Kraft und kaiserlicher Gesinnung gebrach, daß sich die Stände, entweder gekränkt oder sichtbar vernachlässigt, selbst zu helfen suchten und Bündnisse schlossen. Die Spannung unter den christlichen Parteien erhielt immer neue Nahrung, und die Schließung zweier öffentlicher Bündnisse, der Union von protestantischer Seite, und der Ligue von katholischer Seite, ließ jeden Hellsehenden deutlich wahrnehmen, daß es bald zu einem gewaltigen Ausbruche kommen müsse. Rudolph war unfähig irgend etwas zu thun, stand müssig da und erschien der einen Partei als verachteter Gegner und der andern als ohnmächtiger Beschützer. Die Ereignisse, welche Schlag auf Schlag folgten, reizten die gespannten Gemüther mehr und mehr und erzeugten zuletzt den frechsten Trotz.

So fanden sich zu Aachen niederländische Ansiedler mit einem protestantischen Prediger ein, welche sich bald großen Anhang verschafften und in gleiche Rechte mit den Katholiken setzten. Sie schlugen aus ihrer Mitte (1581) Bürgermeister vor, welche sie, als die Gegner ihrem Ansinnen sich widersetzten, mit Waffengewalt zu den Stellen erhoben.

In dem Kölnischen Lande gab es noch unruhigere Auftritte. Churfürst Gebhard trug Verlangen, die schöne Gräfin Agnes von Mansfeld, Kanonissin des Stiftes Gerresheim, zu heirathen. Die Brüder der Gräfin willigten ein, doch nur unter der Bedingung, daß der Churfürst zur reformirten Kirche übertreten sollte. Domkapitel und Rath zu Köln wandten sich augenblicklich nach Rom, von wo aus alsobald Bann und Reichsacht gegen den Churfürsten erfolgte. Man wählte den Prinzen Ernst von Baiern zum Nachfolger, der mit Hülfe bairischer und spanischer Kriegsvölker Gebhard vertrieb. Die protestantischen Fürsten blieben hierbei ruhig und ließen die Absetzung eines ihrer Fürsten geschehen, dessen Stimme von großer Wichtigkeit im churfürstlichen Rathe ihnen gewesen wäre; allein Gebhard hatte sich zur reformirten Kirche gewendet, und dieß war ihnen ein Dorn im Auge. Der reformirte Pfalzgraf, Johann Casimir, machte allein einen Versuch, seinen Religions-Verwandten, Gebhard, wieder in seine Lande einzusetzen, allein seine Kraft war nicht ausreichend und scheiterte an der vereinigten

baierisch-spanischen Macht. Dieser Johann Casimir, ein eifriger Calvinist, vertrieb aus Haß alle lutherischen Geistlichen aus seinen Landen, wogegen sein Bruder, der Churfürst Ludwig, der Augsburgischen Confession zugethan, die Vertriebenen in sein Land aufnahm und aus Rache den Reformirten die Kirchen verschloß und Prediger und Schullehrer vertrieb. Als Ludwig jedoch früh starb und Johann Casimir die Vormundschaft über dessen Sohn, Friedrich IV., führte, wendete dieser die Sache wieder um und begegnete den Lutheranern eben so feindselig, wie es vordem sein Bruder den Reformirten gethan hatte. Den jungen Friedrich IV. ließ er mit aller Strenge in der calvinischen Lehre erziehen. Dieses nannte man christlichen Glaubenseifer! Und durch diesen Eifer mußte das pfälzische Land, binnen 60 Jahren, dreimal seine Kirche ändern.

Da die Glieder der neuen Kirche so heftig gegen sich selbst eiferten, so glaubte die katholische Kirche um so mehr Recht und Befugniß zu haben, auf gleiche Weise gegen die neue von der alleinseligmachenden abtrünnige Kirche verfahren zu können. So kam die bisher freie Reichsstadt Donauwerth, deren Bewohner größtentheils protestantisch waren, wegen ihrer Religionsspaltung, nicht nur in die Reichsacht (1607), sondern auch in die Hände des Herzogs von Baiern, der die Acht vollzog und das Licht des Protestantismus auszulöschen bemüht war.

Die größte Spaltung und Uneinigkeit aber herrschte unter Kaiser Rudolphs Regierung in seinem eigenen Lande, Östreich. Sein würdiger Vater, Maximilian II., hatte den protestantischen Ständen Religionsfreiheit zugestanden und ihnen sogar erlaubt, nicht nur auf ihren Gebieten und Schlössern, sondern auch in der Nähe von Wien in ihnen eigens eingeräumten Kirchen ihren Gottesdienst zu halten. Bei weitem der größte Theil des Herren- und Ritterstandes war aber evangelisch, und in den Städten gewannen die Protestanten das Übergewicht; hierdurch war unvermerkt fast der ganze östreichische Landtag mit Protestanten besetzt, von dem der Regent abhing, indem er Steuern bewilligen und abschlagen konnte. Im Übermuthe predigten protestantische Geistliche dem schaarenweis zu ihren Vorträgen sich drängenden Volke Feindschaft gegen die Katholiken. Dieß nahm Rudolph, durch seine parteiischen Rathgeber noch mehr aufgeregt, gewaltig übel und ließ, in seiner Unbesonnenheit, die vorher unter seinem Vater den Protestanten geöffneten Kirchen wieder schließen und in den Städten den Evangelischen das Bürgerrecht nehmen. Allein, da er des Beistandes der Stände, so wie ihres Geldes, gegen die Türken und aufrührerischen Ungarn bedurfte, so zog er bald wieder gelindere Saiten auf und schadete dadurch sich und seinem Ansehen gewaltig.

Da er nie persönlich in Ungarn erschien, noch sich selbst um die

Regierungsgeschäfte, wie es ihm als Herrn doch zukam, bekümmerte; so erregte ein ungarischer Magnat (Edelmann), Stephan Botschkai, der mit den Türken in ein Bündniß getreten war, zu Anfang des 17. Jahrhunderts einen gewaltigen Aufruhr und warf sich zum Herrn des größten Theils von Ungarn auf.

Längst schon hatten die Brüder und Vettern des kinderlosen Kaisers dem Verderben ihres Hauses, so wie der herrschenden Gährung und steigenden Unordnung im deutschen Reiche mit heimlichem Unwillen zugesehen; jetzt aber, wo Ungarn das Zeichen des Aufstandes gab, glaubten sie nicht länger unthätig bleiben zu dürfen, sondern mit aller Macht in die Zügel der Regierung fallen zu müssen. Sie hielten, zum Wohl ihres Hauses, eine Berathung und schlossen unter sich (1606) einen Vertrag, vermöge dessen Erzherzog Matthias, Maximilians II. Sohn, Statthalter in Ungarn und Rudolphs muthmaßlicher Erbe, als Stütze des sinkenden Hauses hervortreten sollte. Rudolph war zwar anfangs hierüber sehr ungehalten, ließ sich aber im Laufe der Zeit willig finden, dem Matthias Östreich, so wie Ungarn, abzutreten, damit genannte Länder, durch Matthias, wieder Ruhe und Wohlstand erhalten möchten. Es gelang auch wirklich Matthias, Ungarn zu beruhigen und, besonders nach Botschkai's baldigem Tode, zum Gehorsam zurückzuführen.

Außer der Kaiserwürde blieb Rudolph von nun an weiter nichts als Böhmen, welches aber für ihn nichts weniger als eine ruhige Besitzung war, da die Religion ebenfalls in demselben die Zwietracht genährt hatte. Hundert Jahre vor Luther brach in Böhmen, wie bekannt, das erste Feuer des Religionskrieges aus, und Böhmen sollte das Land bleiben, in welchem, hundert Jahre nach Luther, wiederum die Flamme des um die Religion geführten dreißigjährigen Krieges ausbrach. Unter Hussens Anhängern, Utraquisten (in beiderlei Gestalt Communicirende) genannt, verbarg sich die noch weit strengere Sekte der böhmischen und mährischen Brüder, welche, in noch weit mehr Punkten als die Hussiten von der herrschenden Kirche abweichend, mit den deutschen Protestanten sehr viel Ähnliches hatten. Beide Parteien näherten sich mehr und mehr den Religionsneuerungen, und der Name „Utraquisten" bedeckte blos ihre veränderten Grundsätze und schützte sie gegen Verfolgung.

Bereits unter Maximilians milder Regierung traten sie mit ihren wahren Gesinnungen hervor und übergaben, nach dem Beispiele der Protestanten, eine eigene Confession und verlangten deren Bestätigung. Die katholischen Mitstände widersprachen diesem Gesuche, sie ließen sich auch durch eine vom Kaiser mündlich gegebene Zusicherung ihrer geforderten Rechte beschwichtigen. So lange Maximilian lebte, durfte ihnen

auch nichts geschehen; jedoch unter Rudolph erschien ein kaiserliches Edikt, welches den sogenannten böhmischen Brüdern alle Religionsfreiheit absprach. Da nun böhmische Brüder und Utraquisten oder Hussiten sich in nichts mehr unterschieden, so traf dieses Interdikt den ganzen Verein, und dieser widersetzte sich auf dem Landtage einstimmig dem kaiserlichen Befehle.

Matthias, bereits Herr von Ungarn, Östreich und Mähren, rückte indessen Böhmen immer näher, um auch hier die Landstände gegen den Kaiser zu empören und für sich zu gewinnen. Rudolphs Verlegenheit stieg aufs höchste, da er, von seinen übrigen Staaten verlassen, einzig und allein in den böhmischen Ständen noch seine Hoffnung gefunden hatte. Um diese für sich zu gewinnen, erschien er wieder persönlich in Prag auf dem Landtage, wessen man sich kaum erinnern konnte. Die Stände, ihre Wichtigkeit um so mehr fühlend, je schwächer ihnen der Kaiser erschien, machten sich um so geltender und versprachen blos unter der Bedingung ihm Hülfe und Beistand, wenn er ihren ständischen Privilegien, so wie der Religionsfreiheit vollkommene Sicherheit geleistet hätte. Rudolph gab der Gewalt und den Umständen nach, befriedigte ihre Forderungen und versprach die Religionsangelegenheit auf dem nächsten Landtage zu berichtigen.

Hierauf griffen die Böhmen zu den Waffen, um Matthias zu vertreiben und Rudolph in seinen Rechten zu erhalten; Rudolph jedoch, den Bürgerkrieg fürchtend, so wie die Abhängigkeit von den Ständen hart fühlend, suchte sich mit seinem Bruder auf friedlichem Wege zu vereinigen, was in dem Vertrage geschah, in welchem er dem Matthias die Nachfolge auf dem böhmischen Throne zusagte.

Der Landtag, auf welchem die Religionsangelegenheit dem kaiserlichen Versprechen gemäß berichtiget werden sollte, kam (1609) zusammen, und augenblicklich traten die Böhmen mit ihrer Forderung hervor: freie Religionsübung, wie unter Maximilian; ihr eigenes Consistorium, die Prager Akademie zu erhalten, so wie Defensoren (Freiheitsbeschützer) aus ihrer eigenen Mitte anstellen zu dürfen. Rudolph, von den Katholiken gestimmt, verwarf hartnäckig ihre Gesuche, wodurch die Stände so erbittert wurden, daß sie sich selbst Hülfe zu schaffen suchten. Eigenmächtig, das Verbot des Kaisers verachtend, versammelten sie sich sehr zahlreich zu Prag und hielten wichtige Berathungen. Und je mehr sie erkannten, wie gefürchtet sie waren, um so höher stieg ihr Trotz. Allenthalben stellten sie eigenmächtig freie Ausübung ihrer Religion an, gaben sich Defensoren, je zehen aus jedem der drei Stände, und beschlossen überdies noch, aufs schnellste eine militärische Macht unter dem Grafen von Thurn zu errichten, um dem Ganzen mehr Gewicht und Nachdruck zu verleihen. Dieser Ernst brach endlich die Hartnäckig-

heit des Kaisers und brachte ihn zum Nachgeben; wozu selbst seine von dem zur Seite gestandenen Rathgeber riethen. In übertriebener Furcht, man möchte sich Matthias in die Arme werfen, unterzeichnete er, fast willenlos, (den 11. Juli 1609) den ihm vorgelegten, so wichtigen und höchst merkwürdigen Majestätsbrief der Böhmen.

Dieser Majestätsbrief verlieh der böhmischen Confession gleiche Rechte mit der katholischen Kirche; gestand die Prager Universität den Utraquisten zu; erlaubte nicht nur alle bisher in Städten, Dörfern und Märkten innegehabten Kirchen zum ungestörten Gebrauch zu behalten, sondern auch, nach ihrem Bedürfniß, neue zu bauen, so viel ihnen beliebte. Dieser den Kirchbau betreffende Punkt ist es besonders, welcher den schrecklichen dreißigjährigen Kampf entspann und fast ganz Europa in Flammen setzte.

Das protestantische Böhmen war jedoch durch diesen Majestätsbrief gleichsam in eine Republik umgewandelt worden, da die Stände, ihre gewonnene Macht erkennend, immer geeignetere Maßregeln ergriffen, durch Eintracht und Standhaftigkeit, der landesherrlichen Gewalt mehr und mehr zu entziehen. Allein weit schlimmer war, daß Böhmens Beispiel und Glück auch die übrigen Erbstaaten Östreichs ansteckte. Der Geist der Freiheit ging von Provinz zu Provinz und fand in der Uneinigkeit, in welcher die Prinzen des kaiserlichen Hauses unter sich lebten, um so leichteren Eingang. Die Protestanten benutzten auch diesen Zeitpunkt sehr klug, und gewannen, von Tag zu Tag, mehr Überlegenheit und Einfluß.

Matthias blieb dem Kaiser Rudolph stets ein Dorn im Auge, und selbst der Gedanke, daß, wenn Matthias kinderlos stürbe, alsdann Ferdinand, Erzherzog von Grätz, den er eben so haßte, Herr von Böhmen werden sollte, war ihm unerträglich. Im bittersten Haß also dachte er darauf, einen wie den andern von der Thronfolge auszuschließen und dafür die Erbfolge Ferdinands Bruder, Erzherzog Leopold, Bischof von Passau, zuzuwenden. Dieß ließ sich aber blos durch Waffengewalt thun, und zu diesem Zwecke sammelte er, unter einem Vorwande, Truppen im Bisthume Passau. Diese Truppen aber, aus schlechtem Gesindel zusammengelesen, fielen, unter dem Vorgeben keinen Sold zu erhalten, plötzlich in Böhmen ein und verübten die schändlichsten Ausschweifungen, was die Böhmen fürchterlich gegen den Kaiser empörte. Rudolph, in der Angst des Herzens, suchte seine Unschuld zu betheuern und den Ausschweifungen der räuberischen Horden Einhalt zu thun; allein umsonst, man glaubte ihm nicht und meinte vielmehr, es sei auf die Vernichtung des Majestätsbriefes abgesehen. Die Defensoren bewaffneten augenblicklich das ganze protestantische Böhmen und riefen Matthias ins Land, mit dessen Hülfe das plündernde passauer Gesindel aus den böh-

mischen Gauen vertrieben würde. Doch hierdurch stand nun Rudolph völlig verlassen da und wurde, aller seiner Räthe entblößt, gleich einem Gefangenen in seinem Schlosse streng bewacht. In dieser trüben Zeit soll er einmal, im Unmuthe, durchs Fenster hinabgerufen haben: „Prag, du undankbares Prag, durch mich bist du erhöhet worden, und nun stößest du deinen Wohlthäter von dir! Die Rache Gottes soll dich verfolgen, und der Fluch über dich und ganz Böhmen kommen!" Matthias zog unter lautem Jubel in Prag ein und wurde, wozu Rudolph seine Einwilligung geben mußte, als König von Böhmen anerkannt. Man demüthigte Rudolph aber dermaßen, daß er eigenhändig die Entlassungsakte seiner Unterthanen in Böhmen, Schlesien und der Lausitz unterzeichnen mußte.

In dieser Zeit war es auch, wo Heinrich IV., König von Frankreich (gewöhnlich der „gute Heinrich" genannt), in dessen Kopfe große Pläne ruheten und der von jeher dem Hause Östreich abhold war, sich mit dem Churfürsten Friedrich IV. (eben dem, welchem man als neunjährigen Knaben den Calvinischen Katechismus einbläuete) zu verbinden suchte, um durch denselben die protestantische Union um so entschiedener dem Kaiser gegenüber zu stellen. Hierdurch wurden die Schwierigkeiten, welche dieser Verbindung, da die Evangelischen eben so abgeneigt gegen die Reformirten, wie gegen die Papisten waren, bisher entgegen standen, um so schneller beseitigt, und die längst von so Vielen sehnlichst gewünschte Verbindung zu Stande gebracht. Von nun an vereinigten sich, für sich und ihre Erben, zu Anhausen in Franken (1608) der Churfürst Friedrich IV. von der Pfalz, der Pfalzgraf von Neuburg, zwei Markgrafen von Brandenburg, der Markgraf von Baden und der Herzog Johann Friedrich von Würtemberg. Sie verpflichteten sich, in Angelegenheiten der Religion und ihrer ständischen Rechte, einander mit Rath und That beizustehen; die Direktion dieses Bundes, in Friedenszeiten, Chur-Pfalz zu überlassen; die Religionsverschiedenheit (zwischen Lutheranern und Calvinisten) niemals zu berücksichtigen; das Ganze auf 10 Jahre fürs erste gelten zu lassen und jedes Glied noch zu verpflichten, neue Mitglieder für den Bund zu werben. Bald traten noch zu diesem Bunde Chur-Brandenburg und die Reichsstädte Straßburg, Nürnberg und Ulm. Andere Fürsten, wie Chursachsen, tadelten den Bund oder konnten sich noch nicht entschließen, ihm offen beizutreten.

Die unirten Stände, auf Frankreich noch außerdem sich stützend, führten bald eine kühnere Sprache und ließen ihre gemeinschaftlichen Beschwerden und Forderungen durch Christian, Fürsten von Anhalt, vor den Kaiser bringen. Der arme Kaiser Rudolph wurde mit diesen Forderungen bestürmt, wo er sich eben, von allen Seiten beengt, weder zu rathen noch zu helfen wußte; wo er kurz zuvor Ungarn und Östreich an

Matthias verloren, und sich Böhmen nur durch Bewilligung des Majestätsbriefs gerettet hatte. Zu dieser Bedrängniß gesellte sich noch der Jülich'sche Erbschaftsstreit (der Herzog Johann Wilhelm von Jülich, der die schönen Länder am Niederrhein, Jülich, Cleve, Berg, Mark und andere kleinere beherrschte, starb [am 25. März 1609] ohne Erben), wo die protestantische Union sogleich aufs thätigste eingreifen konnte.

Acht Kompetenten (berechtigte Bewerber) meldeten sich zu dieser Erbschaft, und der Kaiser, welcher auch gern diese Erbschaft, als ein erledigtes Reichslehen, genommen hätte, konnte für den neunten gelten. Unter allen diesen aber ergriffen der Churfürst von Brandenburg und der Pfalzgraf von Neuburg zuerst Besitz und errichteten zu Düsseldorf einen Vertrag, nach welchem sie das Land, bis nach ausgemachter Sache, gemeinschaftlich verwalten wollten. Der Kaiser, mit dem eigenmächtigen Verfahren dieser beiden Fürsten unzufrieden, schickte den Erzherzog Leopold, Bischof zu Passau, ab, um das Land, als wirklich verfallenes Reichslehen, zu besetzen. Dieser erschien auch mit einigen Truppen, konnte aber vom Lande weiter nichts erhalten als Stadt und Festung Jülich; inzwischen dachte er darauf, in Elsaß neue Haufen zu werben, um mit diesen die Rechte des Kaisers zu behaupten. Diese Einmischung des Kaisers jedoch regte die ganze Union auf; und sie versprach den beiden genannten Fürsten ihren Beistand, wozu sich der französische König, Heinrich IV., noch gesellte und sie in ihrer Widersetzlichkeit gegen den Kaiser bestärkte. Wirklich rückte im Frühjahre 1610 das Heer der Union in den Elsaß ein; sie zerstreuten die durch Leopold geworbenen Truppen und klagten den Kaiser, um ihren Gewaltschritt zu entschuldigen, eines unrechtmäßigen Verfahrens in der Jülich'schen Erbsache an. „Der Kaiser," gaben sie vor, „hätte diesen Fall nicht allein, sondern mit Zuziehung einer Anzahl von Churfürsten und Fürsten, den Reichsrechten gemäß, entscheiden müssen."

Das rasche Eingreifen der Union, so wie ihr feindseliges Verfahren in den Ländern geistlicher Fürsten durch Brandschatzung und Gewaltthätigkeit, empörte nicht nur mehrere evangelische Stände, sondern erbitterte die Katholiken aufs äußerste. Das tiefgesunkene Ansehen des Kaisers konnte ihnen gegen einen solchen Feind keinen Schutz gewähren, darum mußten sie ebenfalls in ihrer eigenen Kraft, in ihrem Bündniß, der Ligue, ihr Heil suchen.

Waren die Unirten durch ihren Bund so gefürchtet geworden, so mußten es die Liguisten durch den ihrigen, wozu der Bischof von Würzburg den Plan entworfen hatte, noch weit mehr werden, da sie an ihre Spitze den Herzog Maximilian von Baiern mit weit größerer Gewalt stellten und demselben weit bedeutendere Geldmittel, welche aus den Cassen der reichen Prälaten flossen, in die Hände gaben. Ohne dem

Kaiser, als einem katholischen Reichsstande, einen Antheil an ihrem Bunde anzubieten, ohne ihm, als Kaiser, davon Rechenschaft zu geben, stand die Ligue auf einmal überraschend und drohend da.

So glücklich auch bisher die Waffen der Unirten im Jülichischen wie im Elsaß gewesen waren; so waren sie doch mit ihrem glänzenden Vorschritte am Ende, so bald das weit überlegene Heer der Ligue ihnen gegenüber erschien. Die französische Hülfe blieb aus, da unterdessen Heinrich IV., durch Mörder-Hand, gefallen war. Das Geld ging zur Neige und neues vermochten die Unirten von ihren Landständen nicht zu erhalten, da einige mitunirte Reichsstände ihnen sogar bittere Vorwürfe darüber machten, daß sie wegen der Jülich'schen Streitsache, die als rein weltliche Angelegenheit die Union nichts angehe, die gemeinschaftliche Casse erschöpft und nach eigener Willkür die vorhandenen Mittel verbraucht hätten.

Eben da, wo die Ligue in ihrer ganzen Kraft drohend entgegenstand, neigte sich die Union ihrem Ende zu und, um nicht ganz nutzlos und beschämt aus dem Felde zu ziehen, verglich sie sich mit Erzherzog Leopold über Folgendes: Die Union solle ihre Truppen aus dem Elsaß führen, alle Gefangenen frei geben und alles bisher Geschehene als ungeschehen betrachten. Das ganze Unternehmen zerfiel hierdurch in Nichts.

Die Ligue jedoch erhob von nun an eine drohende Sprache gegen die Union, nannte sie eine Räuber- und Mörderbande und verlangte, die von ihr verwüsteten Stifter, Würzburg, Bamberg, Straßburg, Mainz, Trier, Köln u. s. w., wieder in den vorigen Stand zu setzen; ganz besonders aber fragte sie mit fester Entschlossenheit: was sie noch von der Union zu erwarten habe.

Die Unirten befanden sich in einer höchst fatalen Lage, da sie doch ohnmöglich um den Frieden betteln konnten. Endlich kam man überein die Waffen niederzulegen, nachdem die Union Ersatz versprochen hatte. Das drohende Kriegsungewitter verzog sich noch einmal und eine kurze aber unheimliche Stille trat ein.

Rudolph starb endlich (den 20. Jan. 1612) und Matthias bestieg den Thron. Durch Begünstigung der protestantischen Stände in Östreich und Mähren hatte er die Bahn zu seines Bruders Thron gefunden; allein nicht weniger hatten sich die genannten Stände dadurch den Weg eröffnet, ihrem Herrn ebenfalls Gesetze vorzuschreiben. Kaum erschien er im östreichischen Gebiete, so traten die Stände mit ihrem Anbringen hervor und verlangten, bevor er die Huldigung erhielt, uneingeschränkte Religionsfreiheit in Städten und Märkten, völlige Gleichheit aller Rechte zwischen Katholiken und Protestanten und endlich gleichen Zutritt zu allen Ämtern und Bedienungen. An einigen Orten stellte man sogleich,

ohne Erlaubniß, den vom Kaiser vordem aufgehobenen evangelischen Gottesdienst wieder her.

Matthias war jedoch nicht geneigt, sich durch die protestantischen Stände einengen zu lassen, weshalb er, durch eine feste entschlossene Sprache, diese Anmaßungen niederzuschlagen sich bemühete. Er wollte von keinen Bedingungen vor der Huldigung hören und zeigte ihnen die erblichen Ansprüche auf das Land. Die Stände jedoch beharrten fest auf ihren Forderungen und, um einer durch Gewalt erzwungenen Huldigung zu entgehen, verließen sie Wien, forderten sogar ihre katholischen Mitstände zu gleicher Widersetzlichkeit auf und begannen Truppen zu werben. Sie machten Miene, ihr altes Bündniß mit den Ungarn zu erneuern, wendeten sich an die protestantischen Reichsfürsten und standen völlig bereit, ihren Forderungen durch Waffengewalt Nachdruck zu verschaffen.

Matthias war in keiner geringen Verlegenheit. Nachgeben durfte er nicht, weil er sich dann nicht nur vor der ganzen katholischen Welt beschimpft, sondern auch sein Souverainetätsrecht (Hoheitsrecht) in Östreich verloren hätte. Dazu kam noch, daß ihn seine katholischen Räthe, besonders der Bischof von Wien, Melchior Kiesel, stets aufmunterten und antrieben: eher alle Kirchen von den Protestanten gewaltsam sich entreißen zu lassen, als eine einzige ihnen rechtlich einzuräumen.

In dieser Verlegenheit boten sich die mährischen Landstände zu Vermittlern zwischen ihm und den östreichischen Landständen an. Ein Ausschuß von beiden trat in Wien zusammen, in welchem jedoch die östreichischen Stände eine so kräftige Sprache führten, daß die mährischen Stände, ihr Mittleramt rein vergessend, zu ihnen übertraten und, in Verbindung mit der Union, Matthias so in die Enge trieben, daß er endlich die gewünschte Erklärung zu Gunsten der Evangelischen gab.

Dieses Benehmen der mährischen und östreichischen Landstände aber hatte auf die protestantischen Reichsstände in Deutschland einen solchen Einfluß, daß sie auf dem ersten Reichstage, welchen Matthias als Kaiser zu Regensburg (1613) hielt, wo er Hülfe und Geld gegen die Türken und den Fürsten Bethlen Gabor von Siebenbürgen forderte, neue Anforderungen in Bezug auf ihre religiöse Stellung machten, und jeden Beistand dem Kaiser so lange verweigerten, bis er ihren Forderungen genüge.

Matthias befand sich in nicht geringer Verlegenheit, da er des Beistandes sowohl der katholischen wie der protestantischen Reichsstände bedurfte. In seinen eigenen Erblanden war er noch nicht befestigt, und von Außen her traten ihm die Türken und Bethlen Gabor feindlich entgegen; hätten sich aber die protestantischen Reichsstände ihm noch feindlich gezeigt, so wäre er in eine um so größere Enge gerathen, und dennoch erlaubten ihm seine katholischen Stände, der Papst und der spa=

nische Hof, unter dessen Einfluß er stand, nicht, noch mehr zu Gunsten der Protestanten zu thun.

In dieser peinlichen Lage hielten sich die katholischen Stände verpflichtet, den sinkenden Muth des Kaisers neu zu beleben; sie zeigten ihm daher ihr Bündniß (Ligue), dessen Verfassung, so wie ihre zu Gebote stehenden Hülfsmittel und Kräfte. Die Aussicht auf so mächtigen Schutz belebte des Kaisers Muth, so daß er die Evangelischen mit ihren neuen Gesuchen gänzlich abwies, was aber zur Folge hatte, daß der Reichstag ohne Entscheidung endigte und die Protestanten all und jede Geldhülfe verweigerten.

Zum Glück ließen sich die Türken geneigt finden, den Waffenstillstand zu verlängern und Bethlen Gabor blieb in ungestörtem Besitz von Siebenbürgen. Hierdurch war das Reich für die Gegenwart von Außen gesichert, und im Innern herrschte zur Zeit noch Friede, obgleich allenthalben Spaltungen und gefahrvolle Ereignisse eintraten. So nahm der jülich'sche Erbfolgestreit eine den Protestanten Gefahr drohende Wendung. Die beiden Inhaber der jülich'schen Lande, der Churfürst von Brandenburg und der Pfalzgraf von Neuburg, die sich durch eine Familienverbindung (der Prinz von Neuburg sollte nemlich eine Prinzessin aus dem Hause Brandenburg heirathen) noch fester und inniger verketten wollten, wurden Todfeinde. Eine Ohrfeige, welche der Churfürst von Brandenburg seinem künftigen Schwiegersohne, dem Prinzen von Neuburg, im Weinrausche gab, löste das Bündniß und verwandelte das gute Vernehmen in die bitterste Feindschaft. Von dem heftigsten Zorne entbrannt, nahm der Prinz von Neuburg nicht nur eine bairische Prinzessin, sondern trat auch zur katholischen Religion über. Baiern in Verbindung mit Spanien boten von nun an Alles auf, die jülich'schen Lande einzig und allein dem Hause Neuburg zuzuwenden, und zogen zu diesem Zwecke spanische Truppen in das Herzogthum Jülich. Der Churfürst von Brandenburg hingegen, um sich ebenfalls Jülich zu sichern, trat mit den Holländern in Verbindung und änderte, diesen zu gefallen, seine Religion, indem er zur reformirten Kirche übertrat.

Diese Vorfälle, so wie das stete näher Rücken der spanischen Truppen, erfüllten die Protestanten in Deutschland mit Schrecken, und die Katholiken sahen nicht ohne großes Bedenken auf das Eindringen der Holländer. Man kam hierdurch zu der allgemeinen Ansicht, der Krieg müsse sich am Rhein entzünden und von hier aus Deutschland überziehen, was jedoch ganz anders kam!

Böhmen lag im Frieden; der von Rudolph II. abgepreßte Majestätsbrief wirkte lange nachhaltig auch unter Matthias fort; allein diese Ruhe wurde gestört, als Matthias, kinderlos, wie seine Brüder, Maximilian und Albrecht, seinen Vetter, den jungen Erzherzog Ferdinand,

Herrn von Steyermark, Kärnthen und Krain, zum Nachfolger in der Regierung bestimmte. Auf dem böhmischen Landtage (1617) wurde Ferdinand zum künftigen König von Böhmen angenommen und drei Wochen später, mit aller erdenklichen Pracht, in Wien gekrönt. Die Böhmen verlangten von dem künftigen Könige weiter nichts, als daß er ihre bisherigen Rechte ihnen bestätige und aller Einmischung in die Regierungsgeschäfte, bei Lebzeiten des Kaisers Matthias, sich enthalte.

Dieser Ferdinand, in der Folge (als Kaiser) Ferdinand II., unter besonderer Aufsicht des alten eifrig katholischen Herzogs Wilhelm von Baiern, durch Jesuiten auf der Universität zu Ingolstadt in den strengen Grundsätzen des Katholicismus gebildet, glaubte fest an die alleinseligmachende Kirche und hielt es für seine erste Pflicht, durch alle Mittel, die in eines Menschen Gewalt sind, durch Güte und Strenge, durch das Wort, so wie durchs scharfe Schwerdt, die Menschen in ihrem Schooße zu erhalten und die Entwichenen in denselben zurückzuführen. Zum Kämpfer für die katholische Kirche und zum Wiederhersteller ihres alten Glaubens hielt er sich von Gott berufen. In seinen Landen, Steyermark, Kärnthen und Krain, fing er seine Regierung damit an, daß er die Protestanten zwang, entweder zum Katholicismus überzutreten oder das Land zu verlassen. Nach Verlauf eines Jahres war in seinen Landen weder eine protestantische Kirche zu sehen, noch eine protestantische Predigt zu hören.

Die katholischen Unterthanen in Böhmen, ihre Hoffnung auf solche Thatkraft ihres künftigen Königs bauend, fingen an, den Protestanten schroffer entgegen zu treten, und besonders katholische Gutsherren ließen die Hand ihren evangelischen Unterthanen weit schwerer empfinden. Sie waren so unvorsichtig, durch bedenkliche Drohworte in den Protestanten das ärgste Mißtrauen gegen ihren künftigen König zu erwecken; dieses Mißtrauen jedoch würde niemals zu Thätlichkeiten verleitet haben, wenn sie nicht geradezu die Häupter und kräftigsten Anführer der Protestanten verletzt hätten. Der Churfürst von Sachsen, der wohl einen hellen Blick auf die Zukunft thun mochte und von dem sehnlichen Wunsche „Frieden im Reiche zu erhalten" beseelt war, schrieb eigenhändig an den Erzherzog Ferdinand, als künftigen Herrn von Böhmen, „ja nicht das letzte Fünklein gutes Verständnisses und Vertrauens unter den Ständen auszulöschen, vielmehr Alles aufzubieten, daß das gute Vernehmen wieder hergestellt werde, weil es leicht, durch fortgesetzte Strenge, zu eines oder des andern Theiles gänzlichem Untergange ausschlagen könne oder, nach vielem Blutvergießen und Verderben von Land und Leuten, doch nur zu dem Mittelwege führen müßte, den man jetzt ohne Gewalt und Gefahr zu gewinnen vermöge." Diese so herzlich gemeinten Worte hätten Ferdinand leicht die Augen öffnen und einen sicheren Blick in die

Zukunft thun lassen können, wenn er nicht von dem einmal gefaßten Vorsatze: die alleinseligmachende Kirche wieder allein herrschend zu machen, zu sehr beseelt gewesen wäre. Und so mußte denn die Stunde immer näher rücken, wo das unter der Asche seit 100 Jahren glimmende Fünkchen zur hellen Flamme ausschlug und dreißig Jahre lang unser gesegnetes Vaterland verheerte.

Der unheilvolle dreißigjährige Krieg bricht in Böhmen aus.

Die Zuversicht der Katholiken in Böhmen auf ihren künftigen König Ferdinand wuchs von Tag zu Tag mit Riesenschritten, und ihre bisher zurückgehaltene Schadenfreude vermochten sie nicht länger zu unterdrücken. Allenthalben erhoben sie ihre Köpfe übermüthiger und stolzer und führten eine Sprache, welche den Protestanten das größte Mißtrauen einflößte. Hierzu kamen noch Gerüchte und Sagen, welche den Protestanten die größten Gefahren verkündigten. So hieß es unter Anderem: „Der Majestätsbrief, der ihnen Sicherheit und Freiheit verbürgte, sei ohne Kraft, weil er vom König Rudolph erzwungen sei." Dann: „bei der Ankunft König Ferdinands werde es heißen: „„Ein neuer König, ein neues Gebot (novus rex, nova lex)."" Ferner: „dann würden etliche Köpfe herunter müssen, die Güter würden in andere Hände kommen, und mancher arme Gesell werde sich wohl dabei befinden." Man unterließ auch nicht, durch Gemälde, welche bei der Huldigung Ferdinands in Mähren in Umlauf kamen, die Gemüther zu erhitzen. So erschien auf einem solchen Gemälde der böhmische Löwe und der mährische Adler in Ketten, auf einem andern deutete „ein mit offenen Augen schlafender Hase" den Ständen an, daß sie mit offenen Augen nicht wahrnähmen, welch trauriges Schicksal ihnen bereitet werde. Dieses und Anderes versetzte die Gemüther immer mehr in Flammen, welche endlich durch eine besondere Veranlassung zum Ausbruch kamen.

In dem Majestätsbriefe, welchen die Böhmen von Rudolph II. erpreßt hatten, war eben so, wie in dem Religionsfrieden der Deutschen, unglücklicher Weise ein Hauptartikel unausgemacht geblieben. Alle Rechte, welche der Religionsfriede den Protestanten bewilligte, kamen nur den Ständen, nicht den Unterthanen zu Gute; blos für die Unterthanen geistlicher Länder hatte man eine schwankende Gewissensfreiheit ausbedungen. In dem Majestätsbriefe war den protestantischen Böhmen die Freiheit zugesichert, neue Kirchen bauen zu dürfen; allein diesen Artikel deutete die Regierung ebenfalls nur auf die protestantischen Stände des Königreichs, nicht aber auf die Unterthanen katholischer Stände; die Protestanten aber wollten hierunter alle Genossen ihres

Glaubens in Böhmen verstanden wissen. Und in solcher Beziehung fingen (1617) die protestantischen Unterthanen des Prager Erzbischofs in dem Städtchen Klostergrab, so wie die des Abtes von Braunau zu Braunau an, eigenmächtig Kirchen zu bauen, welche, ohngeachtet des Widerspruchs, den die geistlichen Herren erhoben, und selbst der Mißbilligung des Kaisers, vollendet wurden. Der Kaiser, durch die eingereichten Beschwerden des Erzbischofs und Abtes bewogen, gab augenblicklich Befehl, genannte Kirchen niederzureißen. Diesem Befehle gemäß wurde auch die Kirche zu Klostergrab niedergerissen, die aber zu Braunau geschlossen, sämmtliche Bürger aber, welche in letztem Orte einen Aufstand veranlaßten, wanderten ins Gefängniß.

Dieses Verfahren aber setzte die Protestanten Böhmens in Feuer und Flammen, und allenthalben vernahm man den Ruf über Verletzung des Majestätsbriefes. Heinrich Matthias, Graf von Thurn, zu Görz an der italienischen Gränze geboren, aber Besitzer mehrerer Güter in Böhmen, hatte sich durch Eifer für die protestantische Religion, so wie durch warme Anhänglichkeit an Böhmen überhaupt des ganzen Vertrauens der Utraquisten bemächtigt und war von selbigen mit der Stelle eines Defensors (Glaubensbeschützers) der evangelischen Gemeinde beehrt worden. Vermöge dieser Stellung, noch mehr aber aus Rache gegen den Kaiser, der ihm, durch Einflüsterung seiner katholischen Umgebung, die Burggrafenstelle von Carlstein, wodurch er Verwahrer der böhmischen Krone, so wie der Freiheitsbriefe des Königreichs war, entrissen hatte, rief er sogleich aus allen Kreisen Böhmens Abgeordnete nach Prag zusammen, um gegen die drohende Gefahr erforderliche Maßregeln zu ergreifen. Man vereinigte sich darin, ein Schreiben an den Kaiser zu erlassen, in welchem man um Abstellung der Beschwerden anhielt und auf Loslassung der in Haft gehaltenen Braunauer Bürger drang. Die Antwort des Kaisers verwies ihnen hart ihr Betragen als gesetzwidrig und rebellisch, rechtfertigte den Vorgang in Klostergrab und Braunau durch einen kaiserlichen Befehl und enthielt mehrere Stellen, welche man als Drohungen ansehen konnte.

Den schlimmen Eindruck, welchen dieses kaiserliche Schreiben an und für sich schon auf die versammelten Stände machte, wußte der Graf von Thurn noch zu vermehren. Er zeigte ihnen aufs lebhafteste die Gefahr, in welcher alle Theilnehmer des Schreibens schwebten, und suchte sie theils durch Erbitterung, theils durch Furcht zu Gewaltschritten zu treiben. Doch nicht unmittelbar gegen den Kaiser wollte er sie empören, sondern vielmehr von Stufe zu Stufe suchte er sie zum Ziele zu führen. Er hielt es daher für gerathen, den Unwillen fürs erste auf des Kaisers Räthe zu leiten, und ließ zu diesem Zwecke das Gerücht verbreiten, als sei das kaiserliche Schreiben in der Statthalterei

zu Prag verfaßt und blos in Wien unterzeichnet. Unter den kaiserlichen Statthaltern aber waren zwei, nemlich der Kammerpräsident Slawata von Neuhaus und der Freiherr von Martinitz, der an Thurns Stelle zum Burggrafen von Carlstein erwählt worden war, welche den allgemeinen Haß der Protestanten bereits vor neun Jahren dadurch auf sich geladen hatten, daß sie nicht an der Sitzung Antheil nahmen und derselben beizuwohnen sich förmlich weigerten, in welcher der Majestätsbrief in das böhmische Landrecht eingetragen wurde. Man drohte diesen schon damals, sie für jede künftige Verletzung des Majestätsbriefes verantwortlich zu machen; und alles, was von dieser Zeit an Schlimmes den Protestanten widerfuhr, wurde auf ihre Rechnung geschrieben und zwar nicht ganz mit Unrecht, da sich Martinitz beikommen ließ, seine protestantischen Unterthanen mit Hunden in die katholische Kirche hetzen zu lassen, und Slawata die Seinigen durch Versagung der Taufen, Copulationen und Begräbnisse zum katholischen Glauben zu zwingen suchte. Nach solchen Vorgängen war es um so leichter, den Zorn der Protestanten gegen diese Verhaßten zu entflammen und sie zu Opfern des allgemeinen Unwillens zu bestimmen.

Als daher (am 23. Mai 1618) die Statthalter Sternberg, Martinitz, Slawata und Lobkowitz auf dem königlichen Schlosse in Prag versammelt waren, traten plötzlich Abgeordnete der protestantischen Stände, in zahlreicher Begleitung, größtentheils bewaffnet, in den Saal, und verlangten in einem trotzigen Tone von jedem einzelnen Rathe eine genügende Erklärung: ob er an dem kaiserlichen Schreiben Antheil gehabt und seine Stimme dazu gegeben habe? Sternberg nahm die Frage ruhig an; allein Martinitz und Slawata zeigten sich darüber entrüstet, was sie aber auch sogleich ihrem Geschicke Preis gab. Denn alsobald traten Einige aus der Menge heraus, führten Sternberg und Lobkowitz, von welchen man wußte, daß sie das Schreiben gemißbilligt hatten, in ein anderes Zimmer, und ergriffen hierauf Slawata und Martinitz, schleppten sie ans Fenster und stürzten dieselben achtzig Fuß tief in den Schloßgraben hinunter. Der erschrockene Sekretair Fabricius, ein niedriger Speichellecker der Hinabgeschleuderten, mußte auf demselben Wege seinen Herren nachfolgen. Ueber den Vorfall selbst wunderte man sich in Böhmen weniger, als darüber, daß die Hinabgestürzten frisch und gesund aufgestanden und weggegangen und selbst bei den auf sie gerichteten Schüssen unversehrt geblieben waren. Die kaiserlichen Räthe fielen nemlich auf einen Baum, der bis zur Hälfte der Mauer emporragte, und vom Baume auf einen Hügel Kehricht, der rings um den Baum her lag, und der gewöhnlich, beim Fegen der Zimmer, aus diesem Fenster über den Baum hergeschüttet wurde.

Hierauf unterließen die Böhmen nicht, diese ihre That durch ähn-

liche Beispiele theils aus der früheren Geschichte ihres Volkes, theils der Römer und Israeliten zu belegen und dadurch sich zu entschuldigen, daß die Römer Landesverräther vom tarpejischen Felsen herabgestürzt hätten, und die Königin Isabel ihr Verbrechen, als Verfolgerin des Volkes Gottes, durch einen Sturz aus dem Fenster gesühnt habe. Doch fühlten sie recht wohl, daß alle diese Entschuldigungen sie nicht von der Strafe befreien würden, dafern sie nicht zugleich durch ernsthafte Rüstungen sich gegen dieselbe sicherten. Sie bemächtigten sich deshalb des Schlosses, besetzten selbiges mit ständischen Truppen, nahmen alle Beamte in Eid und Pflicht, vertrieben die Jesuiten, als Urheber des Unheils, aus dem Lande und wählten dreißig Direktoren, welche nicht nur die Regierungsgeschäfte des Landes besorgen, sondern auch den Aufstand gesetzmäßig fortführen sollten. Und von diesem Allen war der Graf von Thurn die Seele.

In einem an den Kaiser gerichteten Schreiben erklärten sich hierauf die Böhmen für seine getreuen Unterthanen, welche blos die Kraft der Gesetze und die ihnen ertheilten Rechte aufrecht zu erhalten suchten. Kaiser Matthias befand sich in nicht geringer Verlegenheit. Mit wessen Hülfe sollte er die ungehorsamen Böhmen bezwingen? Östreich und Ungarn schienen ihm hierzu nicht geeignet, da gleiche Unzufriedenheit und üble Stimmung in beiden herrschte. Blos in der Nachgiebigkeit glaubte er das einzige Mittel zu finden, sich Böhmen zu erhalten, und selbst sein Beichtvater, Kardinal Klesel, der ärgste Feind der Protestanten, theilte diese Ansicht mit seinem Beichtsohne und rieth ernstlich zu. Jedoch dieser nachgiebigen und friedlichen Gesinnung widersetzte sich mit Entschiedenheit der junge Erzherzog, Ferdinand von Grätz, und drang mit Heftigkeit in den unschlüssigen Kaiser, in der Gewalt der Waffen gegen die Rebellen die einzige Hülfe zu suchen. Wenn auch der Ausgang des Krieges ungewiß sei, so sei bei Unterlassung desselben sein Verderben weit gewisser, und im günstigen Falle würden die eingezogenen Güter der Rebellen die Unkosten nicht nur reichlich erstatten, sondern auch die unterm Beile gefallenen Häupter der Ungehorsamen die übrigen Landstände um so schneller und bündiger Gehorsam lehren; ohne Verzug also müsse zu den Waffen gegriffen und der Ungehorsam aufs blutigste gerächt werden.

Solche Sprache, die den böhmischen Protestanten keineswegs verborgen blieb, veranlaßte sie, in der Zeit das Erforderliche zu thun, um wenigstens einen so ergrimmten Protestanten-Feind, wie Ferdinand war, vom böhmischen Throne fern zu halten. Gegen Matthias wollten sie die Unterwürfigkeit nicht verletzen, aber jedem wehren, der ihnen ihr Recht mit Gewalt zu entreißen suche.

Matthias, so schwach und friedlich gesinnt er auch war, durfte

unter solchen Umständen den Böhmen nicht unbewaffnet den Frieden anbieten, zumal da Ferdinand, der ihn ganz beherrschte, dafür sorgte, daß Spanien das erforderliche Geld zur Rüstung vorschoß und die nöthigen Truppen aus Italien und den Niederlanden zu senden versprach. Karl Bonaventura von Longueval, Graf von Bucquoi, ein vornehmer Brabanter, der sich durch seine militärische Tapferkeit und Kenntniß zur höchsten Würde eines spanischen Feldherrn aufgeschwungen hatte, erschien mit einem Heere in Östreich und vereinigte sich mit dem Grafen Dampierre, ebenfalls einem Ausländer, der unter ihm kommandiren sollte. Obgleich der Kaiser hierdurch sich mächtig fühlte, so glaubte er es dennoch sich und der Welt schuldig zu sein, zuvor nochmals den Weg der Güte zu betreten. Er erließ demnach ein Manifest an die Böhmen, worin er versicherte, daß ihm der Majestätsbrief stets heilig sei, daß er nie etwas gegen ihre Religion und Rechte beschlossen habe und selbst das anrückende Heer entlassen werde, sobald sie die Waffen von sich legten.

So gnädig auch dieses Manifest abgefaßt war, so hielten es dennoch die Häupter des Aufstandes nicht für rathsam, demselben ihr Ohr zu leihen. Im Gegentheil wirkten sie dahin, daß von Kanzeln und in verbreiteten Blättern die ärgsten Gerüchte in Umlauf kamen, wodurch das Volk aufgeregt und erbittert wurde. Der Aufruhr ergriff fast ganz Böhmen und blos drei Städte, Budweis, Krummau und Pilsen, größtentheils katholisch, entschlossen sich, dem Kaiser treu zu verbleiben und ihre Thore den Rebellen zu verschließen. Dem scharfen Blicke des Grafen von Thurn entging es nicht, wie gefahrvoll es sei, diese Städte nicht in der Gewalt zu haben. Deshalb entschloß er sich schnell, dieselben zu überrumpeln und durch Hülfe des Schreckens zu gewinnen. Mit Krummau gelang es ihm, allein Budweis vertheidigte sich wacker und schlug alle Angriffe zurück.

Der Kaiser durfte nun nicht länger säumen, und Bucquoi mit Dampierre drangen, dem Befehle gemäß, mit ihren Heeren in Böhmen ein und zwar auf die feindseligste Weise. Bald jedoch mußten sie inne werden, daß der Weg nach Prag kein leichter sei und daß jeder Schritt mit dem Degen in der Hand erkämpft werden müsse. Die Ausschweifungen, welche sich die kaiserlichen Truppen, größtentheils Ungarn und Wallonen, erlaubten, brachte in Böhmen die Anhänger des Kaisers zum Abfall und die Gegner zur Verzweiflung. Nochmals bot der Kaiser seine Hand zur Versöhnung, jedoch dieses diente nur dazu, den Muth der Aufständigen gegen den schwächer geglaubten Kaiser zu erheben.

Von allen Seiten nahm man den wärmsten Antheil an der Böhmen Sache. Die mährischen Stände traten ihnen bei, und die Häupter der evangelischen Union, die nicht müssig den Bewegungen zugesehen hatten, belebten den Muth durch Beistandsversprechungen, welche sie

auch bald in Erfüllung zu bringen vermochten. Denn Graf Peter Ernst von Mannsfeld, natürlicher Sohn des Grafen Peter Ernst von Mannsfeld, eines gewaltigen Degens im niederländischen Kriege und Statthalters von Luxemburg und Brüssel, von Rache gegen den Kaiser geleitet, der sein kaiserliches Wort: ihn in alle Rechte und Besitzungen seines Vaters als rechtmäßigen Sohn einzusetzen, nicht erfüllte, vertauschte nicht nur den katholischen Glauben mit dem evangelischen, sondern verließ auch die kaiserlichen Dienste und warb in Deutschland Truppen für den Herzog von Savoyen gegen Spanien. Da der Herzog von Savoyen vor der Hand dieser Truppen nicht bedurfte, so gab er dem Grafen von Mannsfeld die Erlaubniß, mit seinen Truppen den Unirten zu dienen, und diese schickten ihn unter dem Vorwande nach Böhmen, als habe er von dort aus eine Bestallung erhalten. Der Graf, dem dies gelegen kam, rückte schnell in Böhmen ein und nahm den Kaiserlichen das so wichtige Pilsen.

In solcher Gestalt der Dinge starb Matthias (10. März 1619) und überließ Länder und Würden Ferdinand II., von welchem die Böhmen, obgleich sie ihn als künftigen Herrscher anerkannt hatten, als einem den Protestanten unversöhnlichen Feinde abzufallen beschlossen. Ferdinands Lage war eine der schwierigsten; denn wohin er nur blickte, sah er Feinde, die ihn fürchteten und Miene machten, gegen ihn und seine Eingriffe sich zu schützen. Schlesien und Mähren standen auf Seiten der Böhmen, Östreich neigte sich ihnen zu, von Ungarn hatte er der Türken halber nicht viel zu erwarten, und die übrigen Protestanten haßten ihn ärger als den Tod, da er seinen Grundsatz: den Protestantismus gänzlich auszurotten, nicht verheimlichte, sondern unverholen aussprach.

Der Graf Thurn, nachdem Graf von Mannsfeld mit seinen Truppen, die noch durch Haufen, welche Graf Georg Friedrich von Hohenlohe zuführte, Verstärkung erhielten, so glückliche Fortschritte in Böhmen machte, rückte mit seinen Schaaren (16,000 Mann stark) ungesäumt nach Mähren, reizte diese Provinz zu offener Empörung, ließ die wenigen Anhänger Ferdinands ins Gefängniß werfen und alle Jesuiten aus dem Lande treiben. Hierauf marschirte er mit vereinigter Macht vor Wien und besetzte die Vorstädte. In der Kaiserstadt herrschte die größte Verwirrung; die Besatzung war gering und ihr mangelte Sold und Brod. Ferdinand konnte sich blos auf die Studenten und die in Wien wohnenden italienischen Kaufleute verlassen. Die Wiener Protestanten, die Mehrzahl der Einwohner, faßten sogar den Entschluß: den Schaaren des Grafen Thurn das Stubenthor zu öffnen, den Kaiser gefangen zu nehmen und in ein Kloster zu stecken, seine Kinder in der lutherischen Religion zu erziehen und alle Anhänger des Kaisers in der Stadt um-

zubringen. Ferdinands Lage war fürchterlich; denn allenthalben sah er sich von Feinden umstellt, von seinem Heere unter Bucquoi abgeschnitten und von Räthen umgeben, die nicht nur den Kopf verloren, sondern oft zum Widersprechendsten riethen. In dieser Noth warf er sich, als frommer Katholik, vor dem Kreuze des Erlösers nieder und betete mit Inbrunst, was ihm Ruhe gab. Dieser Ruhe bedurfte er auch, da sechzehn östreichische Herren nach der Burg stürmten, in des Kaisers Gemach drangen, ihn mit Vorwürfen überhäuften und zu zwingen suchten, mit den Böhmen ein Bündniß einzugehen. Ein Wüthender, Andreas Thonradel, ergriff ihn sogar beim Wamms und rief ihm zu: „Ferdinand, ergieb dich, du mußt unterschreiben!" Doch Ferdinand blieb fest und unterschrieb nicht. Als er noch im heftigen Wortwechsel mit den Anstürmenden begriffen war, kam ihm unverhoffte Hülfe, welche nicht nur ihn befreite, sondern auch der ganzen Sache eine andere Richtung gab. 500 Kürassire, von Dampierre aus Krems zur Hülfe geschickt, reiten unter Trompetenschall über den Burgplatz. Die Verschwornen, in der Bestürzung die ganze Armee ahnend, schleichen sich langsam davon und fliehen nebst vielen Adeligen und Bürgern ins Thurn'sche Lager. Neuer Muth beseelte nicht nur den Kaiser, sondern auch die katholischen Bürger Wiens. Studenten und Bürger ergreifen die Waffen und leisten den Belagerern, die sogar ihre Kanonenkugeln in die Hofburg senden und die größte Angst anrichten, den lebhaftesten Widerstand. Bald jedoch mußte Graf Thurn die Belagerung aufheben und abziehen, da Graf Bucquoi, durch spanische und ungarische Völker verstärkt, Budweis verließ, den Grafen Mannsfeld bei dem Städtchen Teyn (10. Juni 1619) schlug, eine Stadt nach der andern eroberte, drei böhmische Kreise besetzte, dieselben rein ausplünderte und Miene machte, auf Prag loszugehen.

Ferdinand war nun wieder frei und glaubte nichts eiliger thun zu müssen, als nach Frankfurt zu reisen, um sich die Kaiserkrone aufs Haupt setzen zu lassen. Die Mehrzahl der deutschen Fürsten hatte beschlossen, einem östreichischen Prinzen nicht leicht wieder den deutschen Thron zu verleihen, am allerwenigsten Ferdinanden, dem heftigsten Gegner und Verfolger ihrer Religion, dem ärgsten Sklaven Spaniens und der Jesuiten. Sie richteten ihr Augenmerk auf den und jenen, so auf Karl Emanuel, Herzog von Savoyen, und auf den Herzog Maximilian von Baiern; viele andere trugen in sich das heiße Verlangen: deutscher Kaiser zu werden. Die geistlichen Churfürsten jedoch, so wie der Churfürst von Sachsen hielten fest am Hause Östreich, und Brandenburg trat nicht entgegen, wodurch Ferdinand, ohngeachtet des heftigen Widerspruchs von Seiten der Pfalz, zum deutschen Kaiser erwählt und als solcher (am 28. August 1619) bestätigt wurde. In des Kaisers Freu-

denkeich fiel in dem Augenblick, wo er sich einstimmig gewählt sah, durch die Nachricht ein Wermuthstropfen, daß die Böhmen ihn entsetzt hätten und eben im Begriff ständen, einen neuen König zu wählen.

Während ihm also die Churfürsten die Kaiserkrone aufs Haupt setzten, verlor er die Königskrone in Böhmen. Die Anführer des Aufstandes, unablässig von Churpfalz bearbeitet und noch überdieß durch die Verjagung ihrer Gesandten aus Frankreich hart beleidigt, glaubten mit Ausführung ihres Planes nicht länger zögern zu dürfen. Die Stände von Mähren, Schlesien, der Lausitz und sogar von Ober- und Niederöstreich, traten deshalb zu einem engen Bund unter sich zusammen, dessen Zweck dahin ging, mit gemeinschaftlicher Macht die bürgerliche und religiöse Freiheit genannter Länder gegen jeden Eingriff von Seiten Ferdinands zu vertheidigen. Man erklärte deshalb Ferdinand für einen Erzfeind der Gewissensfreiheit, für einen Jesuitendiener, für einen Menschen, der gewissenlos an Böhmen gehandelt und alle Drangsale des Kriegs über dieses Land gebracht habe. Ein Theil der Stände trug nun darauf an, Böhmen, nach dem Beispiele Hollands und der Schweiz, in einen Freistaat zu verwandeln; doch bald siegte der andere Theil, welcher für eine Königswahl stimmte. Der bittere Religionshaß zwischen den Evangelischen und Reformirten machte eine Zeit lang die Wahl eines protestantischen Königs schwer, bis endlich die Reformirten durch größere Klugheit und fein angelegte Pläne den Sieg davon trugen.

Am 27. August 1619 wurde Friedrich V., Churfürst von der Pfalz, zum König von Böhmen ausgerufen. Er hatte die meisten Ansprüche auf das Vertrauen und die Dankbarkeit der Böhmen sich erworben. Es fehlte ihm nicht an äußerer Macht und überdies war er zugleich das Haupt der deutschen Union; allein die geistigen Fähigkeiten, welche durchaus zur Behauptung eines so wichtigen Postens erforderlich waren, gingen ihm ab. Als ein Schooßkind des Glücks und als lebenslustiger Mann, der die Freuden der Tafel und der Zerstreuung liebte, taugte er nicht zum Verfechter und Vertheidiger einer Krone, welche blos durch harten Kampf bewahrt werden mußte. Friedrich V. befand sich eben zu Amberg in der Oberpfalz nicht fern von der böhmischen Grenze, als er die Kunde seiner Erhebung zum König von Böhmen erhielt. So sehr er auch diese Wahl gewünscht hatte, so betroffen war er, als er sich am Ziele sah. Gleich den Schwachen suchte er nicht in sich selbst, sondern bei Fremden Einsicht und Rath. Friedrich wurde von Sachsen, Baiern, von seinem Schwiegervater, Jakob I., König von England, und selbst von seiner trefflichen Mutter vor Annahme einer so gefahrvollen Königskrone gewarnt; allein sein Hofprediger Scultetus, so wie seine Gemahlin, Elisabeth, waren anderer Meinung und drangen in ihn, die Königskrone nicht von sich zu weisen. Seine Gemahlin rief ihm sogar

zu: „Du konntest dich vermessen, um die Hand einer Königstochter zu freien, und bebst zurück vor einer Krone, welche man dir entgegenbringt. Lieber will ich Brod essen an deiner königlichen Tafel, als an deinem churfürstlichen Tische schwelgen."

Friedrich V. war schwach genug einzugehen und zwar um so mehr, da er vernahm, daß Fürst Bethlen Gabor von Siebenbürgen in Ungarn und Östreich eingefallen sei und dem östreichischen Kaiserhause den letzten Stoß zu geben drohe.

Er reiste daher gegen Ende September von Heidelberg ab, empfing zu Waldsassen an der böhmischen Grenze die erste Huldigung seiner neuen Unterthanen und hielt am 31. October seinen feierlichen Einzug in Prag. Mit aller erdenklichen Pracht wurde er am 4. November gekrönt, wobei die Nation ihrem neuen König ihre Reichthümer zu zeigen sich bemühte. Die Sonne des Glücks lächelte allenthalben, denn Schlesien und Mähren huldigten ihm ebenfalls; Graf Thurn machte wieder glänzende Fortschritte in Östreich, und mehrere Staaten, Dänemark, Schweden, Holland, Venedig, so wie die Glieder der Union erkannten den neuen König als rechtmäßig an.

Doch bald konnte Friedrich, wenn er anders gewollt hätte, einen sichern Blick in seine Zukunft thun. Auf dem Tage zu Nürnberg nemlich, wohin die Union schon früher berufen war, hätte er inne werden können, daß die Unirten nicht mehr dieselbe Gesinnung gegen ihn wie früher hegten. Auch fehlte den Unirten die Einigkeit, und was sie in sich selbst hätten suchen, finden und erwarten müssen, das erwarteten sie von fremden Mächten. So forderten sie Holland, England, Frankreich, Savoyen und Venedig auf, sich der deutschen protestantischen Sache mit Eifer anzunehmen. Es war die wohlbekannte Gleißnerei, welche nicht die That, sondern nur den Schein der Treulosigkeit fürchtet, und hinter hohlen Worten des Eifers wirkliche Mißgunst versteckt. Ohngeachtet eines so schlechten Standes der Dinge kam Friedrich gutes Muthes und voll von Hoffnung wieder nach Prag zurück.

Auch schien ihn seine Hoffnung nicht zu täuschen, da Bethlen Gabors Vorrücken in Östreich die Abberufung des Generals Bucquoi mit den kaiserlichen Truppen aus Böhmen nöthig machte, so daß die böhmische Armee, durch 12,000 Siebenbürgen verstärkt, von neuem vordringen, mit Bethlen Gabor sich vereinigen und zum zweitenmale Wien ins Gedränge bringen konnte. Um Wien herum wurde Alles verwüstet, die Donau gesperrt, alle Zufuhr abgeschnitten, und in der Hauptstadt stellten sich hierdurch die Schrecken des Hungers ein. Ferdinand stand zum zweitenmale am Rande des Verderbens! Doch plötzlich änderte sich die Scene. Mangel und Kälte trieben die Böhmen nach Hause, und Bethlen Gabor rief ebenfalls ein Verlust in Ungarn eiligst zurück. Fer-

dinand II. sah sich wiederum gerettet, und diese günstige Wendung des Geschicks benutzte er trefflich, so daß er durch Klugheit seine Sache in eben dem Maße verbesserte, als Friedrich V. die seinige durch Schwanken und halbe Maßregeln verschlechterte. Die Stände in Niederöstreich gewann er durch Bestätigung ihrer Privilegien für sich und bot nicht weniger Alles auf, auswärts sich ebenfalls Hülfe zu verschaffen. Aufs dringendste ersuchte er seinen Jugendfreund und Schwager, Herzog Maximilian von Baiern, sich seiner Sache aufs thätigste anzunehmen und als Oberbefehlshaber die Ligue gegen die Union ins Feld zu führen, wofür er ihm Ersatz aller Unkosten und Verluste selbst, wenn es sein müsse, durch Abtretung östreichischer Länder versprach. Nicht weniger gelang es ihm, ein Bündniß mit Spanien zu schließen, welchem zufolge der spanische Feldherr Spinola von den Niederlanden aus in die pfälzischen Länder einfallen mußte. Ferner hielten zu Gunsten Ferdinands der Churfürst von Mainz, der Churfürst Johann Georg von Sachsen, der Churfürst von Köln und der Landgraf Ludwig von Darmstadt eine Zusammenkunft zu Mühlhausen, wo sie beschlossen, dem Kaiser beizustehen, daß er nicht nur im ungestörten Besitze seiner Kaiserwürde bliebe, sondern auch Böhmen wieder erhalte.

Herzog Maximilian von Baiern, nachdem er unumschränkte Gewalt von dem in die Enge getriebenen Kaiser erpreßt hatte, rüstete mit unermüdeter Thätigkeit zu dem großen Schlage, der im folgenden Jahre gegen Böhmen geführt werden sollte. Wie die kluge Spinne eine schwache Mücke, nach deren Blut sie dürstet, von allen Seiten umgarnt, so stellte der Herzog von Baiern ein vierfaches Netz um den neuen König von Böhmen: durch Aufstellung eines mächtigen Heeres der Ligue, deren Haupt er selbst war, durch den Einfall der Spanier aus den Niederlanden in die Churpfalz, durch Verwickelung Chursachsens und endlich durch schlau angelegte vertragsmäßige Auflösung des Heeres der Unirten. In Würzburg versammelte er (November 1619) die alten Glieder der Ligue. Die Unterhandlungen nahmen einen raschen und kräftigen Gang; die größte Einigkeit herrschte im Bunde selbst. Eine Armee von 21,000 Mann zu Fuß und 4000 zu Roß wurde auf die Beine gebracht und Geld floß von allen Seiten in Masse zu. Die Klöster und geistlichen Herren, was noch nie geschehen war, lieferten beträchtliche Summen, und selbst reiche Privatleute öffneten ihre Kassen. Überdieß beschloß man noch, selbst Kirchengüter, Kleinodien und Silbergeschirr, wenn es die Noth erfordere, nicht zu verschonen. Auch der Papst, obgleich ungern, versprach aus dem Schatze der Sündengelder 100,000 Kronen und, wenn es erforderlich sei, noch mehr zu liefern.

Indem Ferdinand durch den schlauen und rührigen Maximilian Alles that, was zur Verbesserung seiner mißlichen Umstände diente, un-

terließ Friedrich nichts, was seine gute Sache verschlimmerte. Sein mit dem Fürsten von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, geschlossenes Bündniß erregte allgemeine Unzufriedenheit, da man selbiges als eine Auffoderung der Türken zur Bewaffnung gegen Deutschland ansah. Sein unbesonnener Eifer für die reformirte Religion brachte die Lutheraner und sein übereilter Angriff auf die Bilder die Papisten Böhmens gegen ihn auf. Die neuen, allzu drückenden, Auflagen erregten Murren und entzogen ihm die Liebe des Volkes. Anstatt mit allem Eifer sich der Verwaltung seines Reichs hinzugeben, verschwendete er seine Zeit in Ergötzlichkeiten; anstatt seinen Schatz durch die von den Umständen gebotene Sparsamkeit zu vergrößern, zerstreute er die Einkünfte seiner Länder in übertriebenem theatralischen Prunke und eitler Freigebigkeit an Unwürdige. In diesem sorglosen Leichtsinne vergaß er gänzlich, die noch schwankende Krone auf seinem Haupte zu befestigen. Hierzu kam noch, daß er sich in seinen Erwartungen von auswärtigem Beistande gänzlich verrechnet hatte, da die meisten Glieder der Union die böhmische Angelegenheit als eine dem Zwecke ihres Bundes widersprechende Sache betrachteten und sogar, durch Frankreichs Vermittelung, mit der Ligue einen auf ewig ihnen zum Schimpf gereichenden Frieden eingingen. Churfürst Johann Georg von Sachsen, auf Friedrichs Erhebung ohnedies neidisch, so wie Hessendarmstadt ließen sich durch Vorspiegelungen für Ferdinand gewinnen; Niederöstreich, zuvor dem Kaiser gänzlich abhold, huldigte ihm, und Bethlen Gabor schloß sogar mit ihm einen Waffenstillstand. Dänemark, Schweden, Holland, Venedig und Savoyen, welche vordem zu helfen sich bereit zeigten, hatten sich theils überlisten, theils einschläfern oder in andere Händel und Kriege verwickeln lassen; und selbst König Jakob von England, Friedrichs Schwiegervater, wurde durch spanischen Dunst geblendet. So trat ein Bundesgenosse nach dem andern zurück, und mit jedem neuen Tage fand sich Friedrich mehr auf sich selbst und sein eigenes Volk beschränkt. Doch auch jetzt noch würde er mit seinen tapfern Unterthanen dem Gesammtfeinde gewachsen gewesen sein, wenn nicht sein eigenes Verhalten Lauheit und Gleichgültigkeit in seinem Volke gegen ihn erzeugt hätte.

Friedrich V. war also jetzt förmlich von Allen im Stiche gelassen und der vereinigten östreichisch-liguistischen Macht preisgegeben. Maximilian wartete auch gar nicht lange, sondern erschien plötzlich in Oberöstreich, wo die bestürzten Stände, noch keinen Feind vermuthend, des Kaisers Gnade mit einer schnellen Huldigung erkauften. Die vereinigte Armee, gegen 50,000 Mann stark, rückte im schnellsten Marsche in Böhmen ein und trieb die einzelnen Heereshaufen der Böhmen einer vom Wolfe gescheuchten Heerde gleich vor sich her. Einige Städte, welche zu widerstehen wagten, wurden im Sturme genommen; andere öffneten,

die Rache fürchtend, sogleich ihre Thore. Der tapfere Fürst Christian von Anhalt mußte es geschehen lassen, daß seine schlecht organisirten, größtentheils entmuthigten, Truppen bis in die Nähe von Prag zurückwichen. Zu diesem Unfalle kam noch, daß die aus der Lausitz und Schlesien erwartete Hülfe durch den Einfall, welchen Chursachsen zu Gunsten des Kaisers in jene Länder machte, zurückgehalten wurde.

Das böhmische Heer, welchem Muth und Mannszucht fehlte, verschanzte sich unweit Prag auf dem weißen Berge, um ihrer Schwäche gegen die vereinigte kaiserlich-bairische Armee nur einigermaßen Aufhülfe zu verschaffen; und Friedrich V. ermangelte nicht, durch seine Gegenwart den Muth so viel als möglich zu beleben. Am 8. November 1620 geschah der Angriff auf das verschanzte Lager. Von den Böhmen wurden anfangs einige Vortheile erfochten; allein die Übermacht des Feindes vernichtete dieselben nur zu bald wieder. Die Baiern und Wallonen drangen mit bewundernswerther Tapferkeit vor, warfen Alles vor sich nieder und schlugen nach kurzem Widerstande Fußvolk und Reiterei der Böhmen in die Flucht. Die Verwirrung war unbeschreiblich! Friedrichs ganze Artillerie, 10 Kanonen, blieb dem Feinde, 4000 Böhmen wurden theils getödtet, theils gefangen, und Hunderte ertranken auf der Flucht in der Moldau. Kaum einer Stunde bedurfte es, und der glänzendste Sieg war erfochten.

Friedrich V. saß eben in behaglicher Ruhe an der Mittagstafel, als ein Bote das Beginnen der Schlacht verkündigte, welchem jedoch bald ein zweiter mit dem schreckenden Rufe: „Alles sei verloren!" folgte. Friedrich erblickte vom Stadtwalle die fliehenden Trümmer seines Heeres. In der Angst seines Herzens schickte er an seinen Vetter, den Herzog von Baiern, und bat um einen Waffenstillstand von 24 Stunden. Max jedoch bewilligte blos 8, und zwar unter der Bedingung, „die böhmische Krone augenblicklich niederzulegen." Muthvolle, kräftige Männer riethen dem ängstlichen Friedrich, in Prag zu bleiben, indem die Bürgerschaft ihren König vertheidigen wolle. Außerdem sei Pilsen, wie einige andere feste Städte, noch in den Händen der Mannsfelder; auch dürfe man 12,000 ungarische Reiter erwarten, welche Bethlen Gabor zu senden versprochen habe; und Mangel und Krankheit, welche der rauhe Winter bringe, würden nicht weniger der Feinde viele aufreiben. So kraftvoll und wohlberechnet auch diese Sprache war, so konnte sie dennoch den Muth des schwachen Fürsten nicht beleben und heben. Am Morgen des 9. November verließ Friedrich als Flüchtling die Stadt, wo er kurz zuvor mit großem Pompe die Königskrone empfangen hatte. Seine Gemahlin, Fürst Christian von Anhalt, die Grafen von Hohenlohe und Thurn, wie noch einige andere angesehene Herren, begleiteten ihn. In der Eile aber blieben Krone und Scepter, wie die geheimsten

Papiere des Fürsten Christian, welche leider in der Folge Vielen zum Verderben gereichten, zurück. Friedrich floh nach Breslau, von da nach Berlin und endlich nach Holland, wo er in der Stille des Privatlebens die erlittene Schmach zu verbergen suchte.

Kaum hatte Friedrich V. Prag verlassen, so hielt Maximilian seinen Einzug in die Stadt. Während die Katholiken ihm in Ausgelassenheit entgegenjauchzten, versanken die Protestanten in gänzliche Betäubung. Am 11. November huldigte ganz Prag dem Kaiser und am 13. leisteten die Stände den Eid der Treue. Nach gethaner demüthiger Abbitte wegen der am Aufstande genommenen Theilnahme mußten sie alle Bundesurkunden in die Hände des Kaisers ausliefern. Maximilian war mit Allen milde, verwies sie aber an die Gnade des Kaisers, von welchem er nur zu wohl wußte, was er verfügen würde. Nachdem er Böhmen mit Ausnahme weniger Städte, welche noch Mannsfeld besetzt hielt, erobert hatte, übergab er die Verwaltung des Landes dem Fürsten Carl von Lichtenstein als kaiserlichem Statthalter und reiste (am 17. November) nach München zurück; jedoch Tilly, sein Feldherr, verblieb mit einem beträchtlichen Theile des liguistischen Heeres zur Sicherung in Prag.

Die Jesuiten waren die ersten, welche wieder nach Prag zurückkehrten und von ihren Gütern Besitz nahmen; ihnen folgten die vertriebenen Prälaten, welche gleichfalls ihre früheren Ämter, wie ihr verlassenes Eigenthum, erhielten. Außerdem herrschte eine Ruhe und Stille, welche Allen des Kaisers Gnade und Verzeihung zu verkündigen schien, wodurch sich auch viele Geflüchtete bewogen fanden, zum heimischen Heerd und ruhigen Besitz desselben zurückzukehren. Jedoch nach Verlauf von drei Monaten, an einem Tage und in derselben Stunde, brach das so lange zurückgehaltene Ungewitter über ganz Böhmen herein. Acht und vierzig der eifrigsten Beförderer des Aufstandes wurden gefangen genommen und vor eine besonders erwählte Commission gestellt. Bald darauf wurden von ihnen sieben und zwanzig unter den grausamsten Martern auf die schrecklichste Weise hingerichtet. An die Ausgetretenen erging die Aufforderung, sich zu stellen, und als sie nicht erschienen, wurden ihre Namen an den Galgen geschlagen und ihre Güter eingezogen (die Confiskation dieser Güter soll gegen 40 Millionen Gulden eingetragen haben). Nicht lange nachher erhielt der Druck und die Grausamkeit eine größere Ausdehnung; denn alle protestantischen Prediger wurden des Landes verwiesen, und Ferdinand durchschnitt mit eigener Hand den Majestätsbrief und verbrannte dessen Siegel. Endlich, nach Verlauf von sieben Jahren (1627), wurde allen Böhmen, wes Standes sie auch sein mochten, angekündigt: daß in Böhmen kein Protestant ferner Duldung finden solle. Dragoner, denen sich Jesuiten

beigesellten, wurden auf die Dörfer und in die Städte geschickt, um die Bewohner, wenn es nicht mit Güte geschehen könne, durch die Schärfe des Schwerdtes in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen. Allenthalben wurden die unerhörtesten Greuelthaten verübt. So fand in Jungbunzlau die Hälfte der Einwohnerschaft, welche wegen Änderung ihres Glaubens einiges Bedenken trug, in den Flammen ihren Tod, und in Prachatiz fielen 1660 Einwohner in einem fürchterlichen Gemetzel. Aller Orten floß Blut, und Böhmen glich der schauderhaftesten Schlachtbank. Gegen 30,000 Familien flohen über die Gränze und wendeten sich nach Sachsen und Brandenburg, wodurch Böhmen seiner gewerbthätigsten und fleißigsten Bewohner beraubt wurde. Schlesien erfreute sich eines bessern Geschicks, da es durch Sachsens Vermittelung nicht nur Amnestie (Verzeihung), sondern auch Bestätigung aller religiösen und bürgerlichen Freiheiten erhielt.

Der in Böhmen beendigte Krieg findet in Deutschland seine Fortsetzung.

Nach menschlichen Ansichten war der Kampf beendigt. Böhmen war gänzlich erdrückt, die Union hatte sich schimpflich aufgelöst und der Churfürst von der Pfalz, Friedrich V., irrte als Exkönig Böhmens von einem Lande zum andern. Von keiner Seite war ein Freund oder Vertheidiger der böhmischen Angelegenheiten zu gewahren. Da trat Graf Ernst von Mannsfeld, der sich durch List aus Böhmen geholfen hatte, mit einemmale wieder auf, sammelte aus den entlassenen Truppen der Union, so wie aus den zersprengten böhmischen Horden ein Heer von 20,000 Mann um sich, womit er in die Bisthümer am Main einfiel und Plünderung, wie jede andere Gewaltthat, erlaubte. Von hier fiel er in die Rheinpfalz und vertrieb die Spanier. Als die schrecklich verheerte Rheinpfalz keinen Unterhalt mehr darbot, warf er sich ins Elsaß, wo besonders der Hagenau (Juden und Katholiken) eine große Summe zur Bezahlung seiner Truppen erlegen mußte. Im Breisgau, wie im Hochstift Speier, verheerten seine wilden Horden das Land dermaßen, daß Tausende der Einwohner Hungers starben oder, des Obdachs beraubt, in der Kälte erstarrten. Es war zum Sprichwort geworden: wo Mannsfeld hinfalle, bleibe Nichts als Mühlsteine und glühend Eisen zurück. Mannsfelds Glück lockte den vertriebenen Churfürst, Friedrich V., aus seinem Versteck, und verkleidet erreichte er auf gefahrvollen Umwegen das mannsfeldische Lager. Tilly, der dem mannsfeldischen Heere mit seinen Baiern folgte, wurde bei Wisloch

(29. April 1622) nach einem Verluste von 3000 Mann in die Flucht geschlagen.

Durch Mannsfelds Beispiel ermuthigt traten noch Andere für Friedrich V. auf. So faßte Georg Friedrich, Markgraf von Baden-Durlach, vordem das eifrigste Mitglied der Union, den heldenmüthigen Entschluß, für seinen Freund, Friedrich V., den die ganze Welt verlassen hatte, Leib und Leben zu wagen. Um aber sein Haus, dafern sein Unternehmen mißglücken sollte, vor der Rache des Kaisers zu schützen, bediente er sich des Kunstgriffs, die Regierung seinem Sohne abzutreten. Im Winter sammelte er 15,000 Mann mit einer trefflichen Artillerie, und vereinigte sich im Frühling (1622) mit Mannsfeld. Unglücklicher Weise gab dem Markgrafen der Stolz ein, sich von Mannsfeld zu trennen, worauf er, zu schwach, von Tilly bei Wimpfen (26. April) geschlagen wurde und empfindliche Verluste erlitt. Mit den Trümmern seines Heeres floh er wieder zu Mannsfeld, wo er einige Tage nachher an dem Gefecht bei Wisloch Theil nahm.

Noch ein anderer Kämpfer war in dieser Zeit für Friedrich V. Sache aufgetreten, Herzog Christian von Braunschweig, ein nachgeborner Prinz ohne Land und Leute, Administrator von Halberstadt. Wahrscheinlich um sich größere Güter zu erwerben, als sein Bisthum war, hatte er schon 1621 den Degen ergriffen und Haufen von zerstreuten Soldaten um sich gesammelt. Da ihn der Bruder, Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig, in seinen Landen mit dem Gesindel nicht duldete, so wandte er sich gegen den Rhein und beging in mainzischen Orten noch größere Räubereien als Mannsfeld. Von der Ligue zurückgedrängt ging er nach Paderborn in die Winterquartire, wo er aus dem in der dasigen Domkirche befindlichen goldenen Bilde des heiligen Liborius Dukaten schlagen ließ. Einen noch größern Raub beging er in Münster, wo er aus der Cathedrale die 12 silbernen Apostel nehmen und Thaler mit der Umschrift: „Gottes Freund, der Pfaffen Feind." prägen ließ. Den Vorwürfen von Seiten der Bischöfe begegnete er mit dem Ausspruche Christi: „Gehet hin in alle Welt." Sein Kriegsvolk wuchs zu einer Stärke von 15,000 Mann. Als er eben, um sich mit Mannsfeld zu vereinigen, eine Brücke über den Main schlagen wollte, wurde er von Tilly (d. 19. Juli) angegriffen und der Hälfte seiner Leute beraubt; mit dem Ueberreste jedoch kam er glücklich bei Mannsfeld an. Die drei Heere, seit Jahr und Tag für Friedrich V. kampffertig, waren nun zu einem vereinigt. Mit diesen Raubschaaren, denn so mußten sie genannt werden, zog der arme Friedrich V., einem Bettler gleich, herum. Den bairisch-spanischen Truppen unter Tilly und Cordua waren sie gewachsen und konnten sich im Nothfall mit Gewalt in die Niederlande durchschlagen, wo eben der Waffenstillstand zwischen Moritz

von Oranien und den Spaniern abgelaufen war und der Beginn des Kampfes von neuem erwartet wurde. So lange also dieses verbündete Heer noch in der Pfalz und im Elsaß hauste, konnte Kaiser Ferdinand sich als Herrn von Deutschland noch nicht ansehen. Da eine zu lange Zeit erforderlich schien, dieser lästigen Gäste sich zu entledigen, so nahm Ferdinand zur List seine Zuflucht. Die beiden Könige von England und Dänemark hatten zu verschiedenenmalen für Friedrich V. beim Kaiser sich verwendet und um Herausgabe der Pfalz gebeten. Ferdinand II. zeigte sich geneigt, gab aber zu verstehen, daß er beim besten Willen so lange für Friedrich nichts thun könne, als selbiger Mannsfeld und Christian nicht entlassen und überhaupt die Feindseligkeiten eingestellt habe. Hierauf rieth König Jakob von England seinem Schwiegersohne selbst, dem Kaiser zu willfahren. Friedrich V., schwach genug, die ihm gelegte Falle zu übersehen, entließ förmlich mittelst eines Abschiedes genannte Herren mit ihren Heeren und begab sich nach Holland, wo er der gehofften Gnade und Verzeihung entgegensah.

Christian und Mannsfeld konnten und durften nun nicht länger auf deutschem Boden bleiben, weil sie außerdem, vom Kaiser ohnedieß geächtet, als vollkommene Räuber dagestanden hätten. Zuerst machten sie einen Versuch, mit Ferdinand sich auszusöhnen und boten ihm sogar ihre Dienste an; allein von kaiserlicher Seite traute man ihrer Reue nicht, und somit sahen sie sich genöthigt, andere Dienste zu suchen, welche sie auch bei den Holländern, die eben von den Spaniern unter Spinola hart bedrängt wurden, fanden. Auf beschwerlichen Märschen, unter harten Entbehrungen sahen sie sich genöthigt, ihren Marsch durch Frankreich zu nehmen, da in Deutschland alle Pässe von dem liguistischen Heere besetzt waren. Bei Fleury, wo der spanische General Cordua die Ziehenden erreichte, kam es zur Schlacht, und die Spanier, einen leichten Sieg über die ermatteten Truppen vermuthend, erlitten eine völlige Niederlage. Nach unsäglichen Drangsalen und beschwerlichen Märschen langte endlich das Heer, bis auf 12,000 zusammengeschmolzen, in Holland an.

Tilly, den Abzug genannter Horden wohl benutzend, eroberte in der Pfalz eine feste Stadt nach der andern. Das arme Heidelberg mußte den geleisteten Widerstand schrecklich büßen; denn in keiner Stadt wurde auf eine so unerhörte Weise geraubt, gemordet und geschändet, als in ihr. Die im dasigen Schlosse befindliche höchst kostbare Bibliothek wurde theils den Pferden untergestreut, theils dem Papste zum Geschenke gegeben. (Im Jahre 1817 sind die geraubten Bücher aus dem Vatikan zu Rom theilweis wieder nach Heidelberg zurückgeschafft worden.) Tilly überschritt im Übermuthe die Pfalz und züchtigte Länder

und Herren (z. B. die Grafen von Hanau und Ysenburg), welche nicht den geringsten Theil an der Sache genommen hatten.

Die Holländer, bald des zuchtlosen Heeres unter Mannsfeld und Christian müde, entledigten sich (1623) der gefährlichen Helfer, und diese suchten eiligst den deutschen Boden wieder zu gewinnen. Mannsfeld legte sich in die fette Provinz Ostfriesland, um seine Horden vom Raube zu kräftigen, und Christian von Braunschweig, von Leidenschaft für die unglückliche Pfalzgräfin entbrannt, welche er in Holland gesehen hatte, betrat Niedersachsen. Nach alter Rittersitte prangte auf seinem Helme der Handschuh jener Prinzessin, und auf seinen Fahnen stand der Wahlspruch: „Alles für Gott und Sie." Die niedersächsischen Stände, Tilly's Fortschritte fürchtend, beschlossen ein Heer von 10,000 Mann aufzustellen, zu dessen Führer Christian von Braunschweig sich erbot. Obgleich der König von Dänemark Christians Gesuch unterstützte, so wagten es dennoch die Stände nicht und gaben Herzog Georg von Lüneburg den Oberbefehl. Christian, sich als Bundesgenossen betrachtend, vermehrte seine Truppen, besetzte die Weser und verschanzte sich in Rinteln, um das liguistische Heer abzuhalten. Tilly erhielt Befehl vorzurücken, und der Kaiser nahm wiederum gegen die niedersächsischen Stände seine Zuflucht zur List; er schrieb nämlich eigenhändig an den König von Dänemark und einige Fürsten des Kreises: die Rüstungen doch einzustellen, er wolle auch Mannsfeld und Christian verzeihen und die Acht aufheben. Man traute anfänglich diesen Versprechungen nicht; allein ein kaiserlicher Gesandter, der auf einem um diese Zeit zu Lüneburg gehaltenen niedersächsischen Kreistage erschien, wußte die Stände so zu täuschen, daß sie Christian bedeuteten: entweder sein Volk abzudanken oder den Kreis zu verlassen; im Weigerungsfalle aber drohten sie ihm, ihre Macht gegen ihn selbst zu kehren.

Christian verließ sogleich das Land, um wieder nach Holland zu ziehen, wurde aber von Tilly, der ihm mit überlegener Macht auf dem Fuße folgte, bei Stadtloo (im Münsterschen) eingeholt und dermaßen (6. August 1623) geschlagen, daß er blos mit einigen Tausenden nach Holland entkam. Nun galt es noch Mannsfeld zu vernichten; jedoch ehe es hierzu kam, hatten bereits die Holländer einen Vertrag mit ihm abgeschlossen, kraft dessen Mannsfeld gegen 300,000 Gulden seine Truppen entlassen mußte. Tilly fand keinen Mannsfeld mehr; denn dieser war mit seinem Gelde nach England übergeschifft, um sich daselbst noch mehr Geld zu verschaffen, womit er seine Rolle aufs neue zu spielen gedachte.

Kaiser Ferdinand beschäftigte sich indessen damit, das durchs Schwerdt Erworbene auch zu sichern. Der Churfürstentag, auf welchen der arme Friedrich V. vermöge des kaiserlichen Versprechens seine

ganze Hoffnung setzte, wurde in Regensburg gehalten; jedoch von Friedrichs Wiedereinsetzung in seine Lande war nicht die Rede, sondern vielmehr, daß Herzog Maximilian von Baiern die pfälzische Chur erhalten sollte. Obgleich einige Stimmen sich dagegen erhoben, so siegte dennoch der Kaiser, und Maximilian wurde mit dem Churhute belehnt. Der Churfürst von Sachsen, Johann Georg, unter den Protestanten der mächtigste Reichsfürst, war dadurch gewonnen worden, daß ihm mittelst kaiserlicher Urkunde die beiden Lausitzen überlassen und die Anwartschaft auf mehrere andere Länder gegeben wurde. Den Widerspruch des schwachen Churfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg beachtete man gar nicht. So gewann Ferdinand II. durch seine Schlauheit und die thörichte Habsucht einiger protestantischer Reichsstände eigentlich mehr, als durch das Schwerdt der Ligue. Durch den Reiz des augenblicklichen Gewinns machte er die mächtigsten Protestanten blind gegen die Allen drohende Gefahr. In der Pfalz mußten bald alle reformirten Einwohner, welche nicht zum Katholicismus übertraten, nach dem Wanderstabe greifen und das Land verlassen. Das schöne Land, die Pfalz, verwandelte sich durch die schrecklichen Bedrückungen der spanischen und liguistischen Truppen in eine Einöde, und die Rache der Sieger entriß sogar der Mutter Friedrichs V., welche doch ihren Sohn vor Annahme der böhmischen Krone gewarnt hatte, das Witthum. Jesuiten strömten in Schaaren ein, löschten des Glaubens Licht gänzlich aus und machten das südliche Deutschland katholisch.

Ferdinands Verfahren erregt die Aufmerksamkeit der meisten Grossmächte Europa's und veranlasst den ersten europäischen Bund zu Gunsten der Protestanten.

Das nördliche Deutschland, wo die meisten Protestanten wohnten, athmete zwar noch, aber wie in der Schwüle eines Gewitters. Die Fürsten, ohne Gemeingeist, wagten keinen bewaffneten Widerstand mehr, und jeder lebte der Hoffnung, der Blitz werde nicht ihn sondern blos seinen Nachbar treffen. Ferdinand, diesen ängstlichen Zustand der Fürsten wohl kennend, schien nur noch auf eine passende Gelegenheit zu warten, um Anlaß zur völligen Unterdrückung seiner Gegner zu erhalten. Ferdinand und Maximilian, obgleich nirgends ein Feind mehr zu sehen war, entließen ihre Heere nicht, und dieß, wie überhaupt die plötzlich wachsende Größe Östreichs erregte bei den Großmächten Europa's (Frankreich, England, Savoyen, Venedig, Dänemark und Schweden) und vielen kleineren die heftigste Eifersucht. Man bildete deshalb zu Gunsten der protestantischen Reichsfürsten den ersten europäischen Bund

wider Östreich, zu dessen Führern die Könige Gustav Adolph von Schweden und Christian IV., König von Dänemark, sich anboten. Die Stände des niedersächsischen Kreises, an dessen Grenzen der gefürchtete Tilly mit seinen Schaaren stand, regten sich zunächst und waffneten, nachdem ihre Vorstellungen, „Tilly mit den liguistischen Truppen zurückzurufen," fruchtlos waren, in möglichster Eile. Allenthalben wurden bedeutende Magazine angelegt, Kriegssteuern erhoben und Truppen geworben. Mit den auswärtigen Mächten, mit England, Holland, Venedig u. s. w. unterhandelte man wegen der Subsidien (Unterstützungsgelder), und Christian IV., König von Dänemark, wurde endlich noch, nachdem lange die Wahl zwischen ihm und König Gustav Adolph geschwankt hatte, als Herzog von Holstein zum Kriegsobersten ernannt.

In kurzem hatte Christian IV. ein Heer von 60,000 Mann auf die Beine gebracht, welches noch durch den Beitritt der Herzöge von Braunschweig und Mecklenburg, so wie der Parteigänger Christian von Braunschweig und Mannsfeld, die sich ebenfalls wieder, mit englischem Gelde versehen, eingefunden hatten, Vermehrung erhielt. Christian IV. schmeichelte sich, mit solcher Macht ausgerüstet, den Krieg in einem Feldzuge zu beendigen. An den Kaiser Ferdinand II. ließ man die Erklärung ergehen: man waffne sich blos in der Absicht, den Kreis zu vertheidigen und die Ruhe in dieser Gegend aufrecht zu erhalten. Der Kaiser jedoch sah nur zu gut ein, daß es auf nichts Geringeres, als auf Wiedereinsetzung des Churfürsten von der Pfalz, so wie auf seine eigene Beschränkung abgesehen war. Deshalb ergingen Ermahnungen, Drohungen und Befehle an den König von Dänemark, so wie an den ganzen niedersächsischen Kreis, augenblicklich die Waffen niederzulegen. Da man dem kaiserlichen Gebote sich nicht fügte, so begannen die Feindseligkeiten, und Niederdeutschland wurde nun der Schauplatz des Kriegs. Graf Tilly marschirte am linken Weserufer vor und bemächtigte sich aller Päße bis Minden, von wo aus er das Fürstenthum Calemberg mit seinen Truppen überschwemmte. Christian IV. hingegen hielt das rechte Weserufer, verbreitete aber seine Truppen in dem Braunschweigischen so, daß er eine entscheidende Schlacht, welche Tilly eifrigst suchte, nicht anzunehmen vermochte.

Ferdinand II., der bisher in Deutschland blos mit den Waffen Baierns und der Ligue gekämpft hatte, wünschte auch sehnlichst, da namentlich Tilly Verstärkung seiner Armee von ihm forderte, ein eigenes Heer im Felde zu haben, um nicht Alles Maximilian und der Ligue zu verdanken, in deren Händen er doch eigentlich bisher gewesen und von deren Gnade er gleichsam abgehangen hatte. Doch in allen Kassen war Mangel und nirgends Mittel, um nur ein unbedeutendes Heer aufzubringen. Doch auch hier kam ein Mann von eben so außerordentlichen

finanziellen als geistigen Kräften der kaiserlichen Verlegenheit zu Hülfe. Es war Graf Albrecht Wenzel Eusebius von Waldstein (Wallenstein gewöhnlich genannt), der dritte Sohn einer nicht sehr bemittelten aber berühmten böhmischen Adelsfamilie, auf dem Gute seines Vaters Herrmanik (d. 15. Sptbr. 1583) geboren. Schon in zarter Jugend zeigte er gewaltige Neigung zum Soldatenspiele und Trotz, wie Kraft in Mienen und Worten. Seinem Oheim, dem Oberstburggrafen Adam von Waldstein, der ihm einst wegen seines hochfahrenden Sinnes zurief: „Ei, Herr Vetter, Ihr geberdet Euch ja, als ob Ihr ein Fürst wäret!" soll er geantwortet haben: „Was nicht ist, kann noch werden!" Wallenstein verlor in seinem zehnten Jahre Vater und Mutter, wodurch er in die Gewalt seines katholischen Oheims, Johann Kavka von Ricam, eines eifrigen Freundes der Jesuiten, kam, welcher nichts eiliger zu thun hatte, als seinen protestantischen Neffen in einer adeligen Jesuitenschule zu Olmütz im katholischen Glauben erziehen zu lassen. Dieser Glaubenswechsel legte den Grund zu seiner künftigen irdischen Größe und schloß ihn aufs engste ans kaiserliche Haus. Als Oberster zeichnete er sich in der Prager Schlacht aus und trug zum schnellen Siege über Friedrichs V. Truppen ungemein viel bei, wofür ihn Kaiser Ferdinand II. dadurch belohnte, daß er ihm einen beträchtlichen Theil der nach beendigtem böhmischen Aufruhr konfiscirten Güter schenkte, wozu Wallenstein noch selbst für 7,290,228 Gulden, die er größtentheils auf seinen Kriegszügen erpreßt und erbeutet hatte, kaufte, und so den Grund zu seinem nachherigen unermeßlichen Vermögen legte. Der Astrologie (Sterndeuterei) ergeben, glaubte er sein günstiges Geschick in den Gestirnen gelesen zu haben und benutzte die Zeitumstände durch weise Berechnung. Ein unbegränzter Ehrgeiz füllte sein Inneres und mit seiner Kraft schien ihm das Größte und Schwerste nicht unerreichbar. In Wallenstein sind zwei Personen zu unterscheiden, der Millionair und der außerordentlich große Geschäftsmann; doch ohne seine Reichthümer, an denen jedoch viel Blut und viele Seufzer unschuldig Bedrängter klebten, wäre es ihm bei allem Talent nicht möglich gewesen, der große Mann zu werden, auf welchen ganz Europa die Blicke richtete. Der Kaiser erhob ihn, um äußern Glanz ihm zu verleihen, (1623) zum Fürsten und im folgenden Jahre (1624) zum Herzoge von Friedland nach seiner größten Herrschaft (das Herzogthum Friedland enthielt 9 Städte und 57 Dörfer und Schlösser), woher die unter dem Volke gebräuchliche Benennung „der Friedländer" stammte. Dieser außerordentliche, vom Glück so mächtig erhobene Mann also war es, der sich erbot, für den Kaiser auf eigene Kosten eine Armee zu rüsten, völlig zu bekleiden, zu unterhalten und, wenn man es ihm gestatte, bis auf 50,000 Mann zu vergrößern. Kurzsichtige verlachten dieses Anerbieten als die Tollheit eines

aufbrausenden Kopfes; der Kaiser jedoch schenkte ihm sein Vertrauen und überließ ihm in Böhmen einige Kreise zu Werb- und Musterplätzen, und ertheilte ihm sogar die Erlaubniß, Officiersstellen mit den ihm tauglich scheinenden Männern selbst zu besetzen. Am 25. Juli 1625 wurde ihm des Kaisers Bestallung als „General-Oberster-Feldhauptmann" feierlich eingehändigt. Gegen Ende August sah er bereits um sich 20,000 Mann unter den Waffen, welche, an die Grenzen von Niedersachsen gelangt, zu 30,000 anwuchsen. Der Ruf des Feldherrn, Aussicht auf Beförderung und Hoffnung der Beute, lockten aus aller Herren Ländern Abenteurer unter seine Fahnen; ja sogar Fürsten, von Gewinnsucht und Ruhmbegierde angetrieben, erboten sich Truppen zu werben.

Wallensteins Auftreten war kein geringer Schreck für die Protestanten. Dem Befehle gemäß sollte Wallenstein sich mit den Truppen der Ligue vereinigen und mit Tilly gemeinschaftlich gegen Dänemark streiten; allein Stolz und Eifersucht erlaubten ihm nicht, mit dem bairischen Feldherrn den Kriegsruhm zu theilen. Da er noch Mittel bedurfte, um sein Heer mehr und mehr auf die Beine zu bringen, so suchte er solche Länder, welche noch nicht von den Heeren ausgesogen waren, mithin ihm und den Seinigen den erforderlichen Zuschuß gewährten. Zu diesem Zwecke rückte er in das halberstädtische und magdeburgische Gebiet, wo seinen Erpressungen beide Ufer der Elbe offen lagen und von wo aus er dem König von Dänemark nicht nur in den Rücken zu fallen, sondern sogar in dessen eigene Länder einzudringen vermochte.

König Christian IV. erkannte seine schwierige Lage zwischen zwei feindlichen Heeren wohl und setzte sich deshalb wiederum mit Mannsfeld, dem englisches Geld neue Truppen warb, in Verbindung. Mannsfeld leistete auch treffliche Dienste, indem er ganz allein an der Elbe Wallenstein beschäftigte und dadurch verhütete, daß Christian IV. von beiden Heeren (des Tilly und Wallenstein) aufgerieben wurde. Endlich jedoch wurde er an der Dessauer Brücke von der ganzen feindlichen Macht im Rücken angefallen und nach einem Verluste von 3000 Todten genöthigt, seine Stellung zu verlassen und in die Mark Brandenburg zu ziehen, von wo er dann durch Schlesien nach Ungarn eilte, um in Verbindung mit Bethlen Gabor den Krieg in die östreichischen Lande zu versetzen*). Dieses half Christian IV. in sofern auf einige Zeit,

*) Mannsfeld fand bei Bethlen Gabor keine gute Aufnahme, da er nicht Geld genug mitbrachte. Verdrießlich hierüber verkaufte er Geschütz und Heergeräthe, entließ seine Krieger bis auf wenige, mit welchen er nach Venedig zu marschiren und von da nach England, um neues Geld zu holen, überzuschiffen gedachte. Aber in dem Dorfe Urakowitz bei Zara wurde er krank, und als er den nahenden Tod fühlte, zog er seinen Kriegsrock an, gürtete sein Schwerdt um und erwartete stehend, auf zwei Krieger ge-

als Wallenstein augenblicklich aufzubrechen und Mannsfelds Verbindung mit Bethlen Gabor zu verhindern vom Kaiser befehligt wurde. Kaum sah sich Christian frei, so schickte er einen Theil seines Heeres nach Westphalen, um daselbst die Bisthümer Münster und Osnabrück zu besetzen. Tilly verließ eiligst die Weser, um den König von diesem Vorhaben abzuhalten, wurde jedoch durch Herzog Christians Plan: durch Hessen in die Länder der Ligue einzudringen, bestimmt, Westphalen aufs schnellste wieder zu verlassen und dafür sich aller haltbaren Plätze an der Werra und Fulda, ganz besonders aber der Stadt Minden zu bemächtigen. Christian IV., furchtsam und unentschlossen, wendete sich, um eine Schlacht zu vermeiden, in das Braunschweigische zurück, mußte aber endlich, von Tilly stets verfolgt, nach dreitägigem Scharmützel bei dem Dorfe Lutter am Barenberge im Handverschen stehen und eine Schlacht (d. 27. August 1626) liefern. So tapfer auch die Dänen mit ihrem Könige fochten, so waren die Fehler, welche Letzterer in seiner Anordnung beging, so groß, daß ein Sieg rein unmöglich war. Mit genauer Noth entkam Christian IV. dem Schlachtfelde, auf welchem sämmtliche Kanonen, Bagage und Munition, 60 Fahnen und über 4000 Todte, unter denen edle und tapfere Männer sich befanden, zurückblieben. Abgemattet und niedergeschlagen langte der König am Abend mit kaum 3000 Mann an den Thoren von Wolfenbüttel an und eilte nach kurzer Rast gen Stade, den Sammelplatz der geschlagenen Truppen, was er aufs schnellste und eifrigste befestigen ließ. Bald sah er hier seine Truppen durch die rückkehrenden Flüchtlinge wieder verstärkt, da jeder mit dem Gewehr sich Stellende 6 Rthlr. und ohne Gewehr 4 Rthlr. erhielt.

Tilly ruhte und rastete nicht, verfolgte Christian IV. unablässig und trieb ihn bis ins Bremische. Christian, durch die Niederlage eingeschüchtert, wollte nicht angreifend verfahren, aber auch den Übergang über die Elbe wehren. In jeden haltbar scheinenden Platz legte er Besatzung, zerstreuete aber dadurch seine Truppen dermaßen, daß ein Haufen nach dem andern durch die liguistischen Truppen zerstreut und aufgerieben wurde. Bald verbreiteten sich die Feinde über die Elbe und Havel, und Tilly selbst drang siegreich ins Brandenburgische ein. Unterdessen hatte Wallenstein seine Verfolgung des mannsfeldischen Heeres glücklich vollführt und erschien, durch Schlesien zurückkehrend, wieder in Norddeutschland (1627).

War der Dänenkönig mit einer vollzähligen Macht Tilly nicht ge-

---

flucht, sein Ende (am 20. Novbr. 1626) im 46. Jahre seines Alters. In Spalatro liegt er begraben. In demselben Jahre starb auch sein Freund, der Herzog Christian von Braunschweig, erst 29 Jahre alt. Die Protestanten verloren in beiden ihre besten Anführer.

wachsen gewesen, um wie viel weniger nun mit einer geschwächten dem vereinigten kaiserlichen Heere. Die Dänen wichen aus allen Posten an der Weser, Elbe und Havel, und Wallensteins Heer ergoß sich, gleich einem reißenden Strome, über Brandenburg, Mecklenburg, Holstein und Schleswig. Um den Kampf gegen die Dänen allein zu endigen und die Früchte der größtentheils von Tilly erfochtenen Siege für sich zu erndten, vermochte Wallenstein den bairischen General mit dem liguistischen Heere über die Elbe zu gehen und die Holländer zu beobachten. Christian IV. verlor in seinen deutschen Staaten bis auf Glückstadt alle festen Plätze und mit diesen zugleich die Hülfe, die ihm von seinen Bundesgenossen werden konnte; denn dieselben waren in Niedersachsen ganz und gar der Wuth des Siegers preis gegeben. Der Landgraf von Hessenkassel wurde durch Tilly gezwungen, dem Bündniß mit Dänemark zu entsagen, und der Churfürst von Brandenburg sah sich durch Wallenstein genöthigt, eine dem Kaiser unterwürfige Stellung anzunehmen. Die Herzöge von Mecklenburg wurden wegen ihrer Anhänglichkeit an den Dänenkönig in die Reichsacht erklärt und aus ihren Staaten vertrieben.

Wallenstein raubte und brandschatzte in Feindes und Freundes Land auf gleiche Weise und vermehrte sein Heer, während die Zahl seiner Feinde immer geringer wurde, auf 100,000 Mann. Ob er sich oder dem Kaiser mit diesem furchtbaren Heere den Weg zur unumschränkten Herrschaft bahnen wollte, wußte man nicht recht. Die katholischen Fürsten blickten mit Mißtrauen auf ihn, da sie in seinem ganzen Benehmen den Plan zu erkennen schienen, daß er selbst die Ligue ohnmächtig machen wolle; und Tilly haßte ihn schon deshalb am meisten, weil er sich durch ihn aller Früchte seiner Siege beraubt sah. Die Fürsten von Mecklenburg, Pommern und Brandenburg wendeten sich mit heißen Bitten an den Kaiser, den Friedländer ja aus ihren Staaten abzurufen, weil sie sonst mit ihren Unterthanen Hungers sterben müßten*). Ferdinand jedoch, zu ohnmächtig, vermochte nicht, Wallenstein, der von jetzt an mit mehr als kaiserlicher Pracht lebte, Einhalt zu thun, ja, er mußte sich sogar bequemen, seinem Feldherrn, der ihm eine Rechnung von mehr als 3 Millionen Gulden vorgestreckter Kriegsgelder zur Bezahlung vorlegte, das Herzogthum Mecklenburg statt Zahlung zu überlassen, wodurch Wallenstein zum Herzoge dieser Lande erhoben wurde und unter die Zahl der deutschen Reichsfürsten kam. Vergebens war das Flehen der Mecklenburger, ihnen ihre alten, angestammten Herzöge wieder zu geben. Dem Kaiser schien es wünschenswerth, an den Küsten der Ostsee einen katholischen Reichsfürsten zu haben, welcher nicht nur

*) Wallenstein soll allein in der Churmark im Jahre 1627 gegen 20 Millionen Gulden gebrandschatzt haben.

Norddeutschland im Zaume halte, sondern auch gegen die protestantischen Könige von Schweden und Dänemark als zuverlässiger Wächter dienen könne. Und durch einen solchen glaubte er auch am sichersten den katholischen Glauben im Norden wieder zur Herrschaft zu bringen. Auch mochte ihm wohl der Plan vorschweben, Herr des Handels auf der Nord- und Ostsee zu werden, was um so deutlicher hervortrat, da Wallenstein alsobald den Titel eines „Admirals der Nord- und Ostsee" annahm. Ferdinand mußte bald selbst den Stolz und Übermuth seines Feldherrn fühlen, indem Wallenstein, den Reichsfürsten spielend, mit bedecktem Haupte vor dem Kaiser erschien, als er mit selbigem in Böhmen auf dem Schlosse Brandeis zusammenkam.

Dem Friedländer war unendlich viel daran gelegen, das angränzende Pommern mit seinem Mecklenburg zu verbinden; und dieß schien ihm um so leichter und weniger auffallend geschehen zu können, da Herzog Bogislav alt und kinderlos war. Stralsund, die wichtige Hafenstadt, unter Landeshoheit der Herzöge von Pommern, aber Glied des Hansebundes, mit besondern Rechten und Privilegien ausgerüstet, welche auch beträchtliche Summen zur Unterhaltung des kaiserlichen Heeres gegeben hatte, schien ihm für sein Vorhaben außerordentlich wichtig, und deshalb begehrte er von ihr, eine Besatzung von seinen Truppen einzunehmen. Dieses Gesuch wurde abgeschlagen und Wallenstein hierüber ergrimmt, ließ augenblicklich (im Frühjahre 1628) durch Arnim die Stadt belagern. Die tapfern Bürger, ihre Mauern trefflich vertheidigend, erhielten zur See von Dänemark und Schweden Mannschaft und ausreichende Kriegsvorräthe. Der hartnäckige Widerstand machte Wallenstein wüthend und im glühenden Zorne rief er aus: „und wenn Stralsund mit Ketten an den Himmel gebunden wäre, so müßte es herunter!" Er selbst rückte im Juni vor die Stadt und ließ sie ununterbrochen bestürmen; allein hier sollte er erfahren, daß Heldenmuth deutscher Bürger unter gehöriger Leitung unendlich viel vermöge. Zum erstenmale fühlte und erkannte er seine Ohnmacht; denn nach einigen Wochen mußte er, nachdem er im Sturme mehr als 12,000 Tapfere verloren hatte, die Belagerung aufgeben und abziehen.

Das Glück hatte die Waffen der Ligue und des Kaisers bis hierher begleitet, und Christian IV., in Deutschland überwunden, mußte Schutz auf seinen Inseln suchen, wohin ihn die Feinde aus Mangel an Schiffen nicht zu verfolgen vermochten. Der Kaiser wie Wallenstein, jedoch jeder aus ganz verschiedenen Gründen, legten es dem Dänenkönig nahe, um Frieden nachzusuchen. Der Kaiser Ferdinand, um Dänemark von Schweden zu trennen, die aufrührerischen Bewegungen der Protestanten in seinen eigenen Staaten zu beschwichtigen und endlich den durch die Kriegskosten erschöpften Kassen ein wenig aufzuhelfen. Wal-

lenstein hingegen wünschte, als Herzog von Mecklenburg, mit Dänemark, als Nachbar, in ein freundschaftliches Verhältniß zu treten. Zu Lübeck wurde (den 12. Mai 1629) der Friede abgeschlossen, durch welchen Dänemark alle Länder wieder erhielt und nicht einen Heller Kriegskosten zu zahlen hatte. So günstig auch dieser Friede für Christian IV. war, so unrühmlich bleibt derselbe, da er den mit Schweden eingegangenen Vertrag, „ohne Zuziehung Schwedens keinen einseitigen Frieden mit dem Kaiser zu schließen," leichtsinnig verletzte, die beiden treuen Bundesgenossen, die Herzöge von Mecklenburg, aufopferte, des Pfalzgrafen Friedrich V. mit keiner Silbe gedachte und endlich sogar die Rechtmäßigkeit der bairischen Churwürde zugestand.

Die nächste Folge dieses fluchbelasteten Friedens war, daß Wallenstein Mecklenburg, welches er im Jahre 1628 blos als Pfandschaft bekam, nun in der Form eines Reichslehens erhielt. Ein vom 16. Juni 1629 datirter Lehnbrief wurde ihm förmlich vom Kaiser eingehändigt, worauf ihm die Stände die Erbhuldigung leisteten und er als Herzog von Mecklenburg Münzen prägen ließ.

Nach dem mit Dänemark geschlossenen Frieden verfolgt Ferdinand seinen Plan, den Protestanten die im Religionsfrieden zugestandenen Rechte wieder zu entreißen, sieht sich aber zugleich gezwungen, Wallensteins wachsende Macht zu beschränken.

Wiederum hatte jetzt Ferdinand Deutschlands Ruhe in den Händen, und es stand ganz bei ihm, den mit Dänemark geschlossenen Frieden in einen allgemeinen zu verwandeln. Von allen Seiten kam ihm auch aus Deutschland das Jammergeschrei der Unglücklichen entgegen, welche dringend um Beendigung ihrer Drangsale flehten, da die Gräuel der Soldaten, so wie die Habsucht der Feldherrn nicht mehr zu ertragen waren. Frieden wünschten Protestanten und Frieden begehrten Katholiken; allein jede Partei wünschte ihre Bedingungen erfüllt zu sehen. Die Katholiken suchten so viel als möglich zu erhalten und die Protestanten wollten jenen in den Vortheilen nicht nachstehen. Der Kaiser, anstatt mit kluger Mäßigung vereinigend zwischen beide Theile zu treten, nahm Partei; und hierdurch entzündete sich aufs neue die Fackel des Kriegs in Deutschland und wüthete weit gräßlicher als zuvor.

Der Sieg in Böhmen hatte den Kaiser Ferdinand II. bereits vermocht, den Protestanten in seinen Erbstaaten ihre Rechte zu schmälern und eine Gegen-Reformation vorzunehmen, wobei er jedoch mit kluger

Mäßigung verfuhr. Nachdem aber seine Feldherren in Niederdeutschland die glänzendsten Siege erfochten hatten, glaubte er sich berechtigt, allen bisher sich noch angethanen Zwang ablegen zu können und frei hervorzutreten. In seinen Staaten ließ er deshalb allen Protestanten kund thun: entweder ihre Religion zu ändern oder das Land zu verlassen. Dies jedoch war blos der Anfang von dem, was noch kommen sollte. Auf einem Churfürstenconvent zu Mühlhausen begehrten die Katholiken vom Kaiser: er möchte doch dahin wirken, daß alle seit dem Augsburger Religionsfrieden von den Protestanten eingezogenen Erzbisthümer, Bisthümer, Abteien und Klöster der katholischen Kirche wieder zurückgegeben würden, um hierdurch die katholischen Stände für alle im Kriege erlittenen Verluste und Bedrückungen zu entschädigen. Dem streng katholischen Kaiser war dieser Antrag ganz willkommen; nur wagte er nicht so ohne weiteres mit demselben hervorzutreten, da zu viele protestantische Fürsten, namentlich sein Freund, der Churfürst von Sachsen, hierdurch verletzt und gereizt worden wären. Im Kleinen also machte er erst den Versuch, um zu sehen, wie dieser ausfalle. Einige Reichsstädte in Oberdeutschland (z. B. Augsburg, wo der Religionsfriede geschlossen war) und der Herzog von Würtemberg erhielten kaiserliche Mandate (Befehle), solche eingezogene Güter herauszugeben. Hierauf wagte er es, für die Bisthümer Magdeburg und Halberstadt, welche eben ihrer protestantischen Administratoren durch Tod und Absetzung erledigt worden waren, neue katholische Verweser zu wählen und vom Papste bestätigen zu lassen. Endlich, nach dem Lübecker Frieden, wo in Deutschland die Protestanten gänzlich darnieder zu liegen schienen, nahm Ferdinand nicht den geringsten Anstand mehr, den Forderungen der Ligue ganz zu genügen und das durch so unsägliches Unglück berüchtigte Restitutions-Edikt (1629), welches zuvor den vier katholischen Churfürsten zur Begutachtung und Genehmigung vorgelegen hatte, zu unterzeichnen. Vermöge dieses Edikts sollten die protestantischen Fürsten alle seit dem Passauer Religionsfrieden (1552) erhaltenen geistlichen Güter (zwei Erzbisthümer, zwölf Bisthümer, unzählige Stifter und Klöster) wieder erstatten. Dieses Edikt, wie ein deutscher Geschichtsschreiber damaliger Zeit sagt, war „für die Protestanten ein Donnerschlag und für kurzsichtige Eiferer ein Stoff zu außerordentlichem Frohlocken." Die Protestanten sahen es jetzt als völlig ausgemacht an, daß vom Kaiser und der Ligue der Untergang ihrer Religion beschlossen sei, und daß ihr der Untergang deutscher Freiheit bald nachfolgen werde. Alle Gegenvorstellungen blieben unbeachtet und man schickte sich an, dem Edikte ernstlich Gehorsam zu verschaffen. Die evangelischen Reichsstände, durch solchen Ernst des Kaisers zwar aufgeschreckt, aber seine Macht zu sehr fürchtend, wußten in der That nicht, was sie thun soll-

ten, und mehrere neigten sich schon zur Nachgiebigkeit. Durch diese in Aussicht stehende Nachgiebigkeit fanden die Katholiken sich bewogen, die strenge Vollstreckung des Edikts noch ein Jahr zu verschieben, weil vielleicht bis dahin die ganze Sache auf friedlichem Wege verlaufen werde. Diese Verzögerung rettete die Protestanten.

Auf dem Churfürstentage zu Regensburg (1630), welchem Ferdinand persönlich beiwohnte, sollten nicht nur die unzähligen Beschwerden beschwichtigt, sondern auch an Deutschlands Ruhe mit allem Ernste gearbeitet werden. Protestanten wie Katholiken erhoben jammervolle Klagen über die unerträgliche Tyrannei, welche sich Wallenstein und sein Heer erlaube. Selbst Leopold entwarf in einem Briefe seinem Bruder, dem Kaiser Ferdinand II., die schaudererregendste Schilderung von dem Gelderpressen der Befehlshaber und dem Brennen, Morden und den Schandthaten der Gemeinen gegen die friedlichen Einwohner. Pommersche Gesandte klagten bitter, daß die unter Wallenstein in ihrem Lande stehenden, als Freunde aufgenommenen kaiserlichen Truppen im Fürstenthum Stettin allein gegen 10 Millionen Gulden an Brandschatzung erpreßt, sieben pommersche Städte muthwillig in Asche gelegt und einen großen Landstrich gänzlich zur Einöde umgewandelt hätten. Jeder kaiserliche Rittmeister lebe fürstlicher als ihr Herzog. Die gemißhandelten und gemordeten Menschen würden den Hunden zum Fraß vorgeworfen und für die ausgeübten Gräuel vermöchten sie nicht Namen zu finden. Viele Einwohner entleibten sich selbst, um dem Schmerze, der Verzweifelung, der Peinigung und dem Hungertode zu entgehen. Diese gegen Wallenstein gerichteten Klagen kamen dem Churfürsten von Baiern, der sich durch den Friedländer und dessen Kriegsglück beengt und in seinem Einflusse auf den Kaiser gewaltig beeinträchtigt sah, ganz zur gelegenen Zeit. Im Verein mit den übrigen Fürsten der Ligue, denen Wallenstein nicht weniger ein Dorn im Auge war, stürmte er auf Ferdinand II., der in Wallenstein den Mann erkannte, welcher seinem kaiserlichen Ansehen wieder aufgeholfen und Macht verschafft hatte, ein, ihn zu nöthigen, die Truppen zu entlassen und in seine Heimath zu gehen.

Ferdinand schwankte einige Zeit in seinem Entschlusse; denn ihn schmerzte es sehr, den Mann zu opfern, dem er seine ganze Überlegenheit verdankte, und doch sah er auch wieder wohl ein, wie er jetzt der Churfürsten und ganz besonders des nun mächtigen Baierns bedurfte, um seinem Sohne Ferdinand die Nachfolge im deutschen Reiche zu verschaffen. Endlich, nach langem Bedenken, willigte der Kaiser in Wallensteins Absetzung. Doch neue Fragen und neue Zweifel entstanden nun, ob auch der mächtige und stolze Friedländer dem kaiserlichen Befehle gutwillig gehorchen werde. Wallenstein, dem der Neid seiner Gegner, wie Alles, was man in Bezug auf ihn und sein Heer verhan-

delt hatte, bekannt war, empfing die Nachricht mit scheinbarer Ruhe. „Der Kaiser ist verrathen," antwortete er den kaiserlichen Abgeordneten, Grafen Werdenberg und Freiherrn von Questenberg, „ich bedauere ihn, aber ich vergebe ihm. Zwar thut mir's wehe, daß er mich mit so wenigem Widerstande hingegeben hat; aber ich will gehorchen." — Er entließ die Gesandten fürstlich beschenkt, und bat den Kaiser in einem demüthigen Schreiben, ihn seiner Gunst nicht zu berauben und ihn bei den erworbenen Würden zu beschützen. — Doch diese Demuth und Ruhe wohnte nicht in seinem Herzen, vielmehr kochte es in demselben, und in scheinbarer Unterwürfigkeit wartete er der Zeit, wo er eine glänzende Rache zu nehmen hoffte. Denn er lebte des Glaubens, so hatte es ihm Seni, sein italienischer Astrolog, aus den Sternen gedeutet, daß seine glänzende Laufbahn noch lange nicht geendigt sei und daß ihm die Zukunft ein noch weit schimmernderes Glück aufbewahrt habe. Sein Heer entließ er so reich beschenkt, daß er gewiß sein konnte, sobald er dessen bedürfe, es eben so zahlreich wieder unter seinen Fahnen versammelt zu sehen. Auf seine Güter in Böhmen und Mähren zog er sich zurück, und lebte vorzugsweise abwechselnd in Gitschin und Prag mit mehr als königlicher Pracht. Und dies vermochte er auch wohl, da er aus den geplünderten Ländern unsägliche Summen hinweggeführt hatte. Sechs Pforten führten zu dem Palaste, den er in Prag bewohnte, und man sagt, 100 Häuser habe er angekauft und niederreißen lassen, um dem Schloßhofe das großartigste Ansehen zu verschaffen. Sechs Barone und eben so viel Ritter mußten beständig seine Person umgeben, um jeden Wink zu vollziehen. Edelleute verließen sogar den kaiserlichen Dienst, um bei Wallenstein zu dienen. Seine gewöhnlichste Tafel soll nie unter hundert Gängen gewesen sein. Reiste er über Land, so wurde ihm Geräthe und Gefolge auf 100 sechs- und vierspännigen Wagen nachgefahren, und in 60 Karossen folgte ihm sein Hof. Zwölf Patrouillen (Streifwachen) machten beständig um seinen Palast die Runde, um jede Störung fern zu halten. Sein mit Arbeit stets beschäftigter Kopf bedurfte der Stille, und zu diesem Zwecke wurden nicht selten die Straßen durch Ketten gesperrt, damit das Gerassel der Wagen nicht in sein Arbeits-Cabinet dringe. Er war finster, verschlossen und wortkarg, und das Wenige, was er sprach, wurde mit einem widrigen Tone ausgestoßen. Man sah ihn niemals lachen, und zur Sinnlichkeit fehlte ihm die Wärme des Blutes. Ununterbrochen thätig und geschäftig, besorgte er ganz allein den durch ganz Europa verbreiteten Briefwechsel und schrieb fast Alles mit eigener Hand, um die Verschwiegenheit zu bewahren. Er war hager, von großer Statur, gelblicher Gesichtsfarbe, röthlichem, kurzem Haar, kleinen aber funkelnden Augen. Ein Furcht, oft Schrecken erregender Ernst ruhte auf seiner Stirn, und blos das Über-

maß seiner Belohnungen vermochte die stets vor ihm zitternden Diener zu gewinnen und zu erhalten.

Nach Wallensteins Sturze entstand die schwierige Frage, wem man den Befehl über die kaiserlichen Kriegsschaaren, die noch unter den Waffen standen, anvertrauen wolle. Von Seiten der Ligue war man kühn genug, den Churfürsten von Baiern zum Generalissimus über die vereinten Streitkräfte vorzuschlagen. Dies veranlaßte jedoch einige kaiserliche Räthe, über des Churfürsten Maximilians Betragen die bittersten Bemerkungen zu machen. Es war in der That unter den jetzigen Verhältnissen, wo Frankreich durch seinen Minister Richelieu Alles aufbot, Gustav Adolph, König von Schweden, für die Sache der Protestanten gegen den Kaiser zu gewinnen, keine leichte Sache, das Rechte zu wählen. Denn legte man alle Macht einzig und allein in Maximilians Hand, der nur scheinbar Ferdinands Freund, in der That und Wahrheit aber sein Todfeind war, so verlor der Kaiser noch mehr an Ansehen und Macht, in welcher dann Baiern um so höher gestiegen wäre. Nach langem Überlegen und nach so manchem Streite vereinigte man sich dahin, daß Tilly, vordem schon der Ligue erster Feldherr, den Oberbefehl erhalten solle. Der alte, mit Ruhm bedeckte Tilly verhehlte sich die Schwierigkeiten seiner neuen Lage nicht. Von seinem Verdienst sprach er bescheiden und mit Anerkennung von den hohen Talenten seines zu erwartenden Gegners. „Gustav Adolph," sagte er, „sei ein Spieler, gegen den nichts verloren zu haben ein hoher Ruhm sei."

Gustav Adolph, König von Schweden, tritt in Deutschland für die Sache der Protestanten gegen den Kaiser und die Ligue auf.

Die Kraft der protestantischen Fürsten in Deutschland schien gänzlich gelähmt zu sein, und das Restitutionsedikt trat mehr in Kraft und kam hie und da in Vollziehung. Von Ferdinand, der, wie man sagte, in der Stimme eines Mönchs Gottes Stimme höre, und einem Klosterbruder den ersten Gruß, einem Engel hingegen, wenn solcher ihm erscheinen könne, den zweiten Gruß biete, stand zu erwarten, daß er in seinem fanatischen Eifer gegen die protestantische Kirche Alles aufbieten werde, um sie gänzlich zu unterdrücken. Schwer athmeten die Protestanten in dieser Zeit und bange Sorge um die Zukunft füllte ihre Herzen. Wohin sie nur blickten, fanden sie Feinde, welche das Licht des Glaubens auslöschen und die Gewissensfreiheit wieder rauben wollten; nirgends aber Freunde, welche es wagten, mit kräftiger Hand das Schwerdt zu ergreifen und für ihre gute Sache wacker zu kämpfen.

Doch die ewige Wahrheit: „wenn die Noth am größten, sei die Hülfe am nächsten," bewährte sich auch hier. Von einem Volke, welches bis dahin fast unbekannt in seinen nördlichen Wohnsitzen gelebt hatte, kam ihnen in solcher Gefahr die sehnsüchtig gewünschte Hülfe. Es waren die Schweden, ein Volk voller Tapferkeit und Gottesfurcht, von gothisch-deutschem Stamme, eins der edelsten, welches sich germanischen Ursprungs rühmte. Bisher hatte dieses Volk in seinem rauhen, aber wildromantischen Lande einfach gelebt und wenig nach außen sich gewendet; allein in mannichfachen innern Kämpfen hatte es seine Kräfte geübt und kennen gelernt. Unter diesem Volke bestieg Gustav Adolph*) den Thron (1611) seines Vaters, Karls IX., um seiner von der Vorsehung ihm beschiedenen Bestimmung gemäß sein Volk aus der Verborgenheit auf den großen Schauplatz der Welt zu führen und sich wie ihm einen unverlöschlichen Namen in der Geschichte zu schaffen. Gustav Adolph, im Gefühle seiner erhabenen Bestimmung, so wie durch Wallensteins Übermuth und des Kaisers Ferdinand despotischen Stolze vielfach verletzt, unternahm es, gegen die weit überlegenere Macht Östreichs zu kämpfen und somit der bedrückten protestantischen Kirche zu helfen. Gustav Adolph wurde hierüber sehr verschieden beurtheilt. Einige fanden in ihm blos den Eroberer, welchen die Unruhe eines brennenden Ehrgeizes übers Meer getrieben, um fremde Länder zu erobern, und dem die Religion als Deckmantel der Kriegslust gedient habe; Andere hingegen sahen in ihm blos den begeisterten Kämpfer für den protestantischen Glauben. Wie in Allem, so auch hier, die Wahrheit liegt stets in der Mitte. Die Liebe zum Ruhme, der ein unsterbliches Leben im Munde der Völker verleiht, und ächter Glaubenseifer, die göttliche Wahrheit dem Untergange zu entziehen, wirkten vereint als Triebfedern in seinem edlen Gemüthe.

---

*) Am 9. December 1594 Morgens 8 Uhr wurde Karls IX. erster Sohn aus zweiter Ehe, Gustav Adolph, auf dem Schlosse zu Stockholm geboren. Länger als zehn Jahre vor seiner Geburt soll der berühmte Astrolog und Mathematiker Tycho Brahe am Himmel gelesen haben, daß ein neuer in der Cassiopea entdeckter Stern einen großen Prinzen bedeute, der, im Norden geboren, wunderbare Thaten verrichten und die protestantische Kirche retten werde. Auch andere Astrologen weissagten dem königlichen Kinde hohen Ruhm, und Karl IX. feierte die Geburt seines Sohnes bedeutsam mit Wiederherstellung der Universität zu Upsala, einer der festesten Stützen des nordischen Protestantismus. — Karl IX. (starb den 30. October 1611, sechzig Jahre alt) empfahl in seinem Testamente Gustav Adolph die Freundschaft mit den protestantischen Fürsten Deutschlands, die Karl IX. selbst sorgfältig gehegt hatte. Sein prophetisches Auge erblickte auch den Strahlenglanz um das Haupt seines Sohnes. Er pflegte seine Hand auf das Haupt seines Sohnes mit den Worten: „ille faciet, er wird es thun" — zu legen.

Gustav Adolph sprach im zwölften Jahre Lateinisch, Deutsch, Niederländisch, Französisch, Italienisch so gut als seine Muttersprache, und verstand ebenfalls ziemlich gut Polnisch und Moskowitisch.

Bereits vor dem Kriege in Deutschland hatte Gustav Adolph in einigen Feldzügen gegen die Russen und Polen die Küstenländer Ingermannland, Karelen, Livland und einen Theil Preußens gewonnen. Jetzt forderten ihn verschiedene Veranlassungen zur Theilnahme an den deutschen Angelegenheiten auf. Vom Kaiser Ferdinand war er gereizt und heftig beleidigt worden; seine Fürsprache für die Protestanten in Deutschland, wie für seine Vettern, die Herzöge von Mecklenburg, auch seine Vermittelung im dänischen Frieden hatte man schnöde zurückgewiesen; Wallenstein hatte sogar 10,000 Mann kaiserliche Truppen gegen ihn den Polen zu Hülfe geschickt. Doch so sehr auch dieß Alles den König reizte, so rief doch den Hochherzigen weit mehr die große Gefahr der protestantischen Kirche, so wie die Furcht, daß Wallenstein zu Gunsten Östreichs und der Katholiken eine gefahrbringende Macht an den Ufern der Ostsee bilden werde.

Hatte doch schon die höchst bedrängte Lage, in der sich die Stadt Stralsund befand, ihn zur Theilnahme an dem harten Kampfe aufgefordert! Hatte er doch ihr die erbetene Hülfe gewährt und sogar ein förmliches Bündniß mit ihr abgeschlossen, wodurch sie sich in seinen Schutz begab; und seinem Beistande verdankte die Stadt ihre Rettung in der Wallensteinischen Belagerung. Wie hätte er jetzt, wo die Gefahr des ganzen protestantischen Deutschlands dringender wurde, nicht den wichtigen und größten Schritt thun sollen! Nachdem er sein Vorhaben seinem Volke und den Reichsständen in kräftiger Rede mitgetheilt, Allen Ermahnungen, Verhaltungsregeln, wie seinen Segen gegeben und die nöthigen Vorkehrungen zu dem wichtigen Feldzuge getroffen hatte, erklärte er dem Kaiser Ferdinand II. förmlich den Krieg.

Die Einschiffung des Heeres erfolgte zu Elfsnaben, wo die Flotte vor Anker lag. Acht und zwanzig Fregatten und gegen zweihundert Transportschiffe standen zur Aufnahme der Truppen bereit. Eine unzählige Menge Volks war zusammengeströmt, um die Abfahrt des Königs und seiner Krieger zu schauen. Die Meisten bewunderten den Muth eines Helden, der mit einem so kleinen Heere den mächtigsten Herrscher Europa's im eigenen Lande aufsuche; Andere bedauerten ihn, daß er nach so vielen Anstrengungen in neue Gefahr sich stürze; Alle aber hofften den glücklichsten Ausgang, da Tugend mit Tapferkeit ihn begleite. Unter den Officieren, welche an dem Feldzuge Theil nahmen, befanden sich viele, deren Namen in der Folge Gewicht und Geltung erhielten, wie Horn, Banner, Falkenberg u. s. w. Ende Mai wurden die Anker gelichtet, widrige Winde aber hielten die Flotte bis in den Juni auf, und am 24. Juni (1630) erst erschien Gustav Adolph auf der Höhe der Insel Usedom vor der Peenemündung (in Pommern). Es war das Johannisfest und merkwürdiger Weise derselbe Tag, an dem

100 Jahre zuvor die Lutheraner zu Augsburg ihr Glaubensbekenntniß dem Kaiser und Reich übergeben hatten. Dieser Tag brachte einen neuen Luther nach Deutschland, aber nicht mehr in Knechts- und Mönchs-, sondern in Heldengestalt, an der Spitze von 15,000 Schweden, welche vor Kämpfsbegier brannten. Die Ausschiffung geschah auf flachen Böten, deren jedes 200 Mann und 2 Feldstücke faßte. Gustav Adolph war der Erste, der die deutsche Erde betrat, augenblicklich auf die Kniee niederstürzte und dem Allmächtigen für die glückliche Fahrt dankte. Zu den umstehenden Officieren, die durch den Anblick ihres betenden Königs ergriffen waren, sagte er: „Weinet nicht, sondern betet inbrünstig, je mehr Betens, desto mehr Sieg, fleißig gebetet ist halb gefochten." Die Kunde von diesem frommen Eintritte in Deutschland verbreitete sich gleich einem Lauffeuer in alle Provinzen und Länder, und gewann dem Könige, der für den Glauben und die Freiheit das Schwerdt gezogen hatte, die Herzen aller Protestanten; erregte aber nicht minder bei den Kaiserlichen und Katholiken einen bittern Spott, indem sie, auf seine geringe Macht blickend, Gustav Adolph einen Schneekönig nannten, der mit seinem Häuflein gleich dem Eise vor der kaiserlichen Sonne schmelzen werde. Und selbst Ferdinand soll nach empfangener Nachricht von Gustavs Landung hohnlächelnd gesagt haben: „wir haben halt a Feindl mehr."

Über dem Danke gegen den Himmel jedoch vergaß Gustav Adolph die irdischen Vorsichtsmaßregeln nicht; eigenhändig ergriff er einen Spaten und warf Erde auf, um seinen gleichfalls tapferen, im Kriegsspiel bereits geübten Heldenschaaren ein gutes Beispiel zu geben. Eine kleine Schanze, welche die Dänen (im Jahre 1628) zu ihrer Vertheidigung errichtet hatten, wurde eiligst in Stand gesetzt. Schon am andern Tage, den 25. Juni, war das ganze Heer gelandet und verschanzt. An den beiden folgenden Tagen wurden Pferde, Geschütz, Munition und Mundvorrath ausgeschifft, worauf der König die Flotte wieder nach Schweden schickte, um neue Lebensmittel und Munition zu holen. Pommern, von den Kaiserlichen völlig ausgeplündert, gewährte nur kärglichen Unterhalt, weshalb Gustav Adolph seine Soldaten mit der Aussicht auf künftigen Überfluß tröstete. „Ich werde dafür sorgen," sagte er, „daß ihr bald mit dem Feinde zusammentrefft, bei dem ihr Geld und Gut genug finden werdet."

Die wenigen Kaiserlichen verließen eiligst, nachdem sie leider die Dörfer und Höfe, wo sie gelegen, abgebrannt hatten, Pommern, und Gustav Adolph folgte im Sturmschritt ihnen auf dem Fuße nach. Die strengste Mannszucht war den Schweden geboten und Todesstrafe auf Brand, Raub und sogar Beleidigung eines friedlichen Bauers gesetzt. Mit Blitzes-Schnelle erschien der König vor Stettin, um sich dieses wich-

tigen Platzes zu versichern, ehe die Kaiserlichen zuvorkämen. Der Herzog von Pommern, Bogislas XIV., alt und schwach, ohne Kraft und Entschluß, empfand mehr Furcht als Freude über die Erscheinung seines Retters. So sehr auch sein Land noch von den Wunden blutete, welche die Kaiserlichen unter Wallenstein geschlagen hatten, so wenig konnte er sich entschließen, der höchst freundlichen Aufforderung des Schwedenkönigs, der guten Sache beizutreten, Folge zu leisten. Unter Zweifel und Bedenklichkeiten ließ er es dahin kommen, daß Gustav Adolph ernstlich gegen ihn auftrat. Bogislas erschien endlich selbst im schwedischen Lager und lamentirte gleich einer feigen Memme. Gustav, aufgebracht, wies ihn auf die Fußtapfen, welche die Kaiserlichen in seinem Lande zurückgelassen hatten, und zeigte ihm dagegen die Spuren der Seinigen.

Nach langem Zaudern und schwerer Wahl entschied sich endlich Bogislas für Schweden, zeigte aber sogleich dem Kaiser den gethanen Schritt an, um selbigen durch die Nothwendigkeit zu entschuldigen. Hierauf öffneten sich die Thore Stettins, die Schweden zogen ein, machten die Stadt zu einem Hauptwaffenplatz und gewannen zugleich gegen die Kaiserlichen, welche in starken Märschen anzogen, einen gewaltigen Vorsprung. Durch diese Allianz mit Pommern gewann Gustav Adolph noch überdies einen wichtigen Freund auf deutschem Boden, der ihm nicht nur den Rücken deckte, sondern auch die Verbindung mit Schweden offen hielt und sicherte. Rasch schritt der Schwedenkönig vorwärts und sah mit jedem Tage sein Heer sich mehren; denn von den Truppen, welche unter Mannsfeld, Herzog Christian von Braunschweig, dem Könige von Dänemark, so wie unter Wallenstein gefochten, stellten sich nicht nur Officiere, sondern auch Gemeine schaarenweise, um unter Gustavs siegreichen Fahnen zu kämpfen.

Gustav Adolph forderte hierauf sämmtliche protestantische Fürsten Deutschlands zum Beitritt auf; allein die meisten derselben blieben gleich Bogislas unentschlossen, da sie zu große Furcht vor des Kaisers Rache hatten. Gustav, hierdurch aufs tiefste gekränkt, machte ihnen die bittersten Vorwürfe und zeigte ihnen aufs lebhafteste den Abgrund, in welchen sie sich und die protestantische Kirche durch ihr Zögern stürzen würden. Es fehlte den Protestanten nicht nur der Gemeingeist, sondern auch das klare Bewußtsein ihres großen Zwecks. Nach Eigensucht und Vorurtheil waren die Fürsten unter sich getheilt. Churpfalz, als niedergetretenes Land, vermochte nichts; Sachsen, mehr östreichisch gesinnt, schwankte sehr in seinem Wollen, weil es beide, Östreich und Schweden, fürchtete; Georg Wilhelm, Churfürst von Brandenburg, ließ sich als schwacher Fürst von seinem Minister Schwarzenberg, der das Bündniß mit Schweden haßte, leiten. Von den kleineren Fürsten, welche noch größtentheils in Östreichs Gewalt waren, schlossen sich augenblicklich

zwei, der Landgraf von Hessen-Kassel und das Haus Sachsen-Weimar, auf das engste an Schweden an. Alle übrigen Fürsten hielten mit Sachsen und Brandenburg einen Convent zu Leipzig (im April 1631), wo sie beschlossen, sich zu waffnen, um ihre Länder gegen jeden Angriff gemeinschaftlich zu vertheidigen. Ferdinand II. indeß, der wohl sah, daß diese Waffen in der Folge auch gegen ihn sich kehren würden, befahl die Auflösung dieses Bundes und fing sogar damit an, im südlichen Deutschland die Fürsten und Städte dieses Bündnisses mit Gewalt zu entwaffnen.

Die frommen genügsamen Schweden erschienen in ihrer Zucht und Ordnung wie hülfreiche Engel, und der Glaube ging ihrem König in den Ländern, wohin sie kamen, voraus, daß er von Gott zum Retter erwählt und gesandt sei. Gustav Adolph verfolgte seinen Weg mit Vorsicht, und jeder Schritt, den er that, war wohl berechnet; kein befestigter Platz durfte in seinem Rücken dem Feinde bleiben. Seinen Schwager, den Churfürsten von Brandenburg, forderte er auf, ihm die Festungen Küstrin und Spandau zu überlassen, nachdem er (am 3. April 1631) Frankfurt an der Oder, worin 8000 Kaiserliche lagen, mit stürmender Hand erobert hatte und die Besatzung größtentheils durchs Schwerdt gefallen war. Der Churfürst zagte und gab keine genügende Antwort. Da rückte Gustav vor Berlin und zwang den Schwager zu einer Unterredung in der Haide zwischen Berlin und Köpenik. Als auch hier der Churfürst sich nicht entscheiden wollte, rief Gustav im glühenden Zorne: „Mein Weg geht nach Magdeburg, um die Stadt zu entsetzen, jedoch nicht mir, sondern den Evangelischen zum Besten. Will mir Niemand beistehen, so mache ich mich meinerseits von Vorwürfen frei und ziehe wieder nach Stockholm. Aber am jüngsten Gerichte werdet ihr angeklagt werden, daß ihr um des Evangelii willen nichts habt thun wollen, und es wird euch auch wohl hier schon vergolten werden. Denn wenn Magdeburg verloren ist und ich zurückgehe, so sehet zu, wie es euch ergehen wird."

Solche eindringliche Rede wirkte aufs entschiedenste; der Churfürst ging in sich und übergab Spandau (am 5. Mai), welches sogleich von 1000 Schweden unter Oberst Axel Lillia besetzt wurde. Die kaiserlichen Garnisonen verließen alsobald ihre Posten und zogen sich in die Gegend von Magdeburg zurück, dessen man gern habhaft werden wollte, da es nicht nur eifrig an der protestantischen Sache hielt, sondern auch ein Ort von großem Gewicht für sie werden mußte. In den Schanzen bei Dessau trafen sie Vorkehrungen, damit die dortige Elbbrücke bei Annäherung der Schweden zerstört werden könne. Dem König von Schweden stand nun der Weg nach Magdeburg offen und in zwei Tagen konnte er vor der von den Kaiserlichen hart bedrohten und bedrängten

Stadt, welche um schleunige Hülfe bat, seine Fahnen wehen lassen; allein er that es nicht. Als Grund führte er an, daß er nicht auf geradem Wege im Angesicht des Feindes über die Elbe zu gehen vermöge, sondern bei Dessau oder Wittenberg den Übergangspunkt suchen müsse, wozu er Johann Georgs Zustimmung, oder noch besser seines Beitritts bedürfe. Gustav schickte einen Eilboten nach dem andern an den Churfürsten von Sachsen ab und ließ den Antrag stellen: „indem das ganze schwedische Heer auf die Dessauer Schanze los gehe, möchte er auf dem linken Elbufer mit seiner vereinten Streitkraft bis an die Muldebrücke vorrücken. Mit vereinter Macht könnten sie den Feind dann leicht von Magdeburg vertreiben."

Churfürst Johann Georg schlug alle Anträge rund ab; „sein Volk könne er nicht zu den Schweden stoßen lassen, weil diese Maßregel seinen Pflichten gegen das heilige römische Reich zuwider wäre und des Kaisers Zorn auf sein Haupt laden würde; überdieß bedürfe er seiner Kriegsmacht selbst, weil die Churlande durch den Anmarsch des italienischen Kriegsheeres bedroht seien. Den Durchmarsch der Schweden durch sein Gebiet dürfe er ebenfalls nicht gestatten, weil dadurch leicht der Krieg nach Chursachsen versetzt und seinen Unterthanen das größte Unglück bereitet werden könne." Dem Schwedenkönig kam diese Antwort bei dem bekannten Charakter des Churfürsten nicht unerwartet; aber dennoch schrieb er ihm nochmals und legte es ihm aufs dringendste ans Herz, sein Volk zu den Schweden stoßen zu lassen und Magdeburg mit retten zu helfen. Johann Georg zögerte, hörte noch unterdessen auf Anträge, die zum Schein aus Wien kamen, ließ so die kostbare Zeit vergehen, und Magdeburg, das sehnlich auf Hülfe hoffte, erlag (10. Mai 1631).

Den Winter über und im Frühjahre war nichts Besonderes geschehen. Die Magdeburger hielten die Verbindung mit Sachsen offen, woher sie, freilich auf Umwegen und unter dem Scheine gewaltsamen Raubes, Zufuhr erhielten. Auch konnte die Besatzung nicht gänzlich in die Stadt eingeschlossen werden, da es dem Feldmarschall Pappenheim, der bis jetzt die Blokade befehligte, an hinreichender Mannschaft fehlte. Pappenheim machte einen Versuch, die Stadt durch Verrath zu erhalten; allein derselbe scheiterte an der Treue des schwedischen Kommandanten Dietrich von Falkenberg. Mit Unwillen wies er den angebotenen Grafentitel, die hohe Anstellung im kaiserlichen Heere und die lockenden 400,000 Thaler mit der Antwort zurück: „Wenn Pappenheim einen Schelm und Verräther finden wolle, so möchte er ihn nicht bei Falkenberg, sondern in seinem eigenen schlecht verwahrten Busen suchen. Sollte sich in Zukunft ein Bote mit ähnlichen Aufträgen in die Stadt

wagen, so habe derselbe einen Strick um den Hals als Belohnung zu gewärtigen."

Zu Ende März jedoch nahmen die Dinge eine andere Wendung, als Tilly mit dem Hauptheere aus Mecklenburg zurückkam und die Belagerung mit Ernst zu betreiben begann. Die Belagerten wurden im April aus sämmtlichen Außenwerken und zuletzt aus den Vorstädten vertrieben, wobei Pappenheim stets das Meiste that. Falkenberg sah sich gedrungen, die Vorstädte Sudenburg und die Neustadt, nachdem sie angezündet und zerstört worden waren, zu verlassen, und endlich noch wegen der geringen Anzahl seiner Soldaten die Einwohner zur Bewaffnung aufzufordern. Dieser verzweifelte Ausweg jedoch vermehrte das Übel, da in so vielen Bürgern kein redlicher Sinn und keine Kraft steckte. Die Reichen ließen sich entweder durch ihre Diensleute vertreten oder kümmerten sich bei Trinkgelagen wenig um den Dienst. Außerdem herrschte auch noch der Neid und die Schadenfreude unter ihnen und der Verrath schlich herum. Die Feinde draußen waren von Allem unterrichtet, was in der Stadt vorging. Doch fehlte es auch nicht an wackern Einwohnern, die ihre Schuldigkeit thaten und mit Treue an dem königlichen Kommandanten, Dietrich von Falkenberg, hingen.

Nachdem die Außenwerke gefallen waren und die Belagerung sich dem Hauptwalle näherte, berief (am 24. April) der tapfere Falkenberg sämmtliche Befehlshaber auf das Rathhaus. Hier wurde jedem der Platz zuertheilt, wo er mit den Seinigen siegen oder sterben sollte. Anfangs Mai hatte sich Pappenheim in den Trümmern der Neustadt nahe am Stadtgraben festgesetzt und drei Batterien errichtet, aus denen ein heftiges Feuer auf die Stadt begann; fünf andere stiegen an entgegengesetzten Orten aus der Erde empor. Die Belagerten, denen es an Pulver mangelte, machten mehrere kleine Ausfälle mit Glück und Tapferkeit, aber ohne Wirkung für das Ganze. Tilly schickte zu verschiedenenmalen Trompeter mit der Aufforderung zur Übergabe in die Stadt, welche jedoch jederzeit abschlägige Antwort zurückbrachten. Den letzten schickte er am 8. Mai hinein, den man bis zur Einnahme zurückhielt. Die Parteien konnten sich wegen der Übergabe nicht vereinigen, und überdieß hatte man die sichere Nachricht erhalten, daß Gustav Adolph zum Entsatze herannahe. Diese Kunde gab Muth, noch einige Tage länger auszuhalten. Tilly ließ am 7., 8. und Vormittags den 9. Mai aus allen Batterien die Stadt aufs schrecklichste beschießen; den Nachmittag aber nach und nach das Schießen einstellen und sogar viel grobes Geschütz von den Schanzen abfahren. Die Belagerten erblickten diesen Rückzug mit großer Freude und meinten ein Vorzeichen gänzlicher Erlösung darin zu finden.

Tilly hielt an selbigem Abend einen großen Kriegsrath in seinem

Zeit und stellte das Gelingen eines Sturmes in gewaltigen Zweifel; Pappenheim jedoch widersprach und andere Befehlshaber pflichteten ihm bei. Als man das Beispiel Mastrichs anführte, welches früh Morgens erstürmt worden sei, wo die Vertheidiger, keine Gefahr mehr ahnend, sich zur Ruhe begaben, ward beschlossen, den 10. Mai nach Sonnenaufgang einen allgemeinen Sturm zu wagen. Einem jeden Führer wurde der Ort bestimmt, von wo aus der Angriff geschehen sollte, und Pappenheim erhielt den günstigsten Posten. Alles war zum Sturme vorbereitet, als Tilly nochmals die Befehlshaber zu einem Kriegsrath zusammenrufen ließ, der von 5 bis 7 Uhr währte. Diese Verzögerung gereichte Magdeburg und seinen Bewohnern zum Verderben. Bis 5 Uhr hatte die ganze Bürgerschaft auf den Wällen Wache gehalten, und nun, da kein Angriff geschah, entstand die Hoffnung, daß nichts mehr zu fürchten sei, und somit verließ die Hälfte der Bürger sammt einem Theil der Soldaten nach 5 Uhr die Wälle und ging in die Stadt zurück, um der Ruhe zu pflegen. Selbst Falkenberg ritt in demselben Wahne nach dem Rathhause zurück, um den Tilly'schen Trompeter abzufertigen. Die auf den Posten gebliebenen Soldaten und Bürger waren gedankenlos und schlaftrunken.

Endlich nach 7 Uhr setzte Pappenheim mit seinen Truppen an. Dragoner und Kürassiere, von den Pferden abgestiegen, mischen sich unter das Fußvolk und stürmen mit der Losung: „Jesus Maria!" auf den kleinen Posten von 15 Mann, strecken ohne Lärm alle nieder, eilen nach dem oberen Walle und übersteigen die Brustwehr. Hier erst finden sie durch die herbeieilenden Wachen kraftvollen Widerstand. In derselben Zeit erstürmen von der andern Seite die Befehlshaber mit ihren Soldaten die Wälle und Mauern. Falkenberg, vom Rathhause herbeieilend, rafft unterwegs alle verfügbare Mannschaft zusammen und führt sie in den heißen Kampf. Die übrigen Bürger werden durch die Sturmglocken, durch das Gewehrfeuer und den Donner des Geschützes aus dem Schlummer geweckt und dadurch gemahnt, der Gefahr sich entgegen zu stellen. Von 8 bis 10 Uhr wogte der Kampf, gleich Ebbe und Fluth, unentschieden durch die Gassen und am Fuße des Walles. Magdeburgs Bürgern fehlten blos Reiter, und der Sieg wäre auf ihrer Seite gewesen. Pappenheim setzte sich der größten Gefahr aus und blieb unverletzt; Falkenberg hingegen, ebenfalls das Äußerste wagend, wurde erschossen. Die Verwirrung, welche sein Tod erzeugte, beseitigten andere tapfere Officiere wieder; aber auch diese erlagen bald, oder wurden schwer verwundet aus dem Gewühl getragen. Endlich nach 10 Uhr gab auch Tilly, der bis dahin den müssigen Zuschauer gemacht hatte, der Ungeduld seiner Truppen nach und drang durch eine kleine Öffnung in die Stadt. Zugleich wurde eins der Thore geöffnet, durch welches

mit den Kroaten auch das Geschütz herein wogte. Die Kanonen richteten ein fürchterliches Blutbad in den Straßen an und aller Widerstand hatte ein Ende. Was noch laufen konnte, lief, und Bürger wie Soldaten flüchteten in die Wohnungen.

Die Einwohner waren mit den Waffen in der Hand überwältigt worden, folglich galt nach der herrschenden Kriegssitte keine Schonung. Die räuberischen Kroaten, die übrigens an der Erstürmung keinen Theil genommen hatten, lechzten nach Beute, und die Wallonen, im Bewußtsein, das Größte im Kampfe gethan zu haben, stürzten gleich blutdürstigen Tigern auf die Häuser los. Die schrecklichsten Gräuel wurden verübt. Was Mann war, wurde niedergehauen, und wer dem schwächeren Geschlechte angehörte, sah sich den viehischen Lüsten dieser Unmenschen preisgegeben. In einer Kirche hieben die Kroaten 53 Frauen, welche an diesem heiligen Orte Schutz zu finden meinten, die Köpfe ab. Zwei dieser Unmenschen faßten einen schreienden Säugling an den Schenkeln und rissen ihn mitten entzwei. Geschändete Frauen warfen sie ins Feuer. Edle Frauen, um der Schändung zu entgehen, gaben sich den Tod. Mädchen sprangen, um ihre Ehre zu retten, ins Wasser oder ins Feuer. Auf den Straßen sah man Kinder neben ihren ermordeten Eltern liegen, welche durch ihr herzzerreißendes Geschrei dieselben wieder zu wecken suchten.

Dem Plündern that übrigens die Alles verzehrende Flamme bald Einhalt. Pappenheim, um die kämpfenden Bürger zu entmuthigen, hatte Befehl gegeben, einige Häuser in Brand zu stecken. Ein heftiger Wind fachte das Feuer dermaßen an, daß gegen Mittag die Stadt an allen Ecken in lichten Flammen stand. Von den Dächern der Kirchen, die mit Blei oder Kupfer gedeckt waren, rann das Metall in glühenden Tropfen herab. Die Hitze war so groß, daß sich die Sieger auf den Wall zurückziehen mußten, wobei sie große Schaaren gefangener Weiber und Kinder vor sich hertrieben. Viele Plünderer, welche das Saufen besinnungslos gemacht oder die Habsucht zurückgehalten hatte, verbrannten mit den Bewohnern. Zehn Stunden, nemlich von Mittag bis Abends 10 Uhr, waren erforderlich, die reichste Stadt Mitteldeutschlands in Schutt und Asche zu verwandeln. Von der ganzen Gebäudemasse blieben der Dom, das Liebfrauenkloster und gegen 140 kleine Hütten am Fischerufer stehen.

Kaum war der Morgen des folgenden Tages (11. Mai) angebrochen, so eilten die Soldaten in die rauchenden Trümmer zurück, um die Gewölbe und Keller zu durchwühlen. Hier machten sie außerordentliche Beute an Gold, Silber, Kleidern, Lebensmitteln und Getränken aller Art, da die Bürger ihre beste Habe in die unterirdischen Gewölbe gebracht hatten. In dem Lager wurde von den Vorräthen drei Tage ge-

praßt, und die trunkenen Soldaten nannten ihre Schlemmerei „Magdeburger Hochzeit." Während des Sturmes hatten sich Frauen, Jungfrauen, Kinder, Bürger und Soldaten, 1000 an der Zahl, in den Dom geflüchtet, in welchem sie drei Tage lang ohne Brod in steter Todesangst und erstickender Gluth verblieben. Am 12. Mai kam Tilly in die Stadt, ließ den Dom öffnen, den Unglücklichen Pardon ankündigen und Soldatenbrod unter sie vertheilen*). Am 14. erst hielt er seinen Siegeseinzug durch die von Schutt einigermaßen befreiten Straßen, wo ihm die erbeuteten Fahnen zu Füßen gelegt wurden. Am 15. Mai wurde unter Kanonendonner ein „Te Deum" (Herr Gott, dich loben wir &c.) abgesungen. Mehr als 25,000 Einwohner hatte der Tod durch Schwerdt oder Feuer hingerafft, und blos gegen 400 Bürger, außer den gefangenen Frauen und Kindern, trugen das Leben davon.

Der Churfürst von Sachsen, Johann Georg, durch Tilly's Druck veranlaſst, schlieſst mit Gustav Adolph, König von Schweden, ein Schutz- und Trutz-Bündniſs gegen den Kaiser und die Ligue.

Nach Magdeburgs Falle war es Tilly's eifrigstes Verlangen, den Schwedenkönig zu einer Schlacht zu bringen, da die ausgehungerte Gegend um Magdeburg ihm das Unentbehrlichste und Nöthigste versagte. Gustav Adolph jedoch blieb unbeweglich in seinem verschanzten Lager bei Werben in der Altmark, da er sich noch nicht stark genug fühlte, mit Gewalt durch das versagte Gebiet zu marschiren und das siegreiche Heer des Tilly anzugreifen. Auch lag es ihm gar sehr am Herzen, die vertriebenen Herzöge von Mecklenburg in ihr altes Erbe wieder einzusetzen, was ihm auch wirklich gelang, indem die Herzöge mit den von ihm erhaltenen Truppen ihre Lande eroberten und feierlich in Güstrow, wo Wallenstein sein Hoflager gehalten hatte, einzogen. Diesem Einzuge wohnte Gustav bei und suchte ihn dadurch noch zu erhöhen, daß er Wein unter Güstrows Bewohner austheilen ließ, und den Säugling nicht zu vergessen befahl, damit Kindeskinder dieses Einzugs der wiederkehrenden angestammten Fürsten um so mehr gedenken möchten. Als Tilly seinen Zweck, den Schwedenkönig zu einer Schlacht zu bewegen, nicht erreichte, wandte er seinen Blick auf das reiche sächsische Land, um

*) Die gewöhnlichen Erzählungen von Tilly's Grausamkeit, daß er den um Gnade für die Stadt Bittenden geantwortet habe: „kommt in einer Stunde wieder, der Soldat muß etwas haben für seine Arbeit," sind wohl nur Erdichtungen, da die besten und zuverlässigsten Geschichtsquellen nichts von dem enthalten.

daselbst seinen Schaaren Überfluß an Lebensmitteln und Beute aller Art zu verschaffen. Mit Fug und Recht durfte er den bis jetzt mit Östreich treu verbündeten Churfürsten von Sachsen nicht antasten und dessen Länder die schweren Kriegslasten aufbürden; allein dem alten verschlagenen Tilly fiel es nicht schwer, sein Vorhaben unter irgend einem Scheine des Rechts auszuführen. Auf des Kaisers Befehl: „die Glieder des Leipziger Bundes zu entwaffnen," sich berufend, zog er ohne vorhergegangene Kriegserklärung in Sachsen ein, sandte aber doch (am 14. August 1631) den Mainzer Domherrn Johann Reinhard von Metternich sammt dem Feldzeugmeister Otto Friedrich von Schönburg an den Churfürsten von Sachsen mit der kurzen Aufforderung ab: „Johann Georg möchte dem Kaiser sein Land öffnen, sein Heer mit dem kaiserlichen vereinigen und Lebensmittel liefern, oder gewärtig sein, daß er als Feind behandelt werde." Der Churfürst, eben in Merseburg, nahm die Gesandten mit der größten Artigkeit auf und bewirthete sie köstlich. Als der Nachtisch aufgetragen wurde, sagte er zu ihnen: „Ich sehe nun wohl, daß man das sächsische, so lange versparte Confekt endlich auch zu verzehren gesonnen ist. Aber hütet Euch, meine Herren, daß Ihr die Zähne nicht verderbet, denn es werden dabei allerlei Nüsse und Schauessen aufgetragen, welche schwer zu beißen sind." Am folgenden Tage entließ er die Gesandten mit dem Bescheide: er könne das Verlangte nicht gewähren, und ersuche Tilly, sein Land und seine ohnedieß zu Grunde gerichteten Unterthanen mit Einquartierungen zu verschonen. Nach Empfang der churfürstlichen Antwort forderte dieser nochmals den Churfürsten auf, sich in Güte zu ergeben. Um zu zeigen, was Sachsen im Weigerungsfalle zu gewärtigen habe, verlangte er vom sächsischen Stiftshauptmanne in Merseburg tägliche Ablieferung einer großen Masse von Mundvorräthen. Als dieser zögerte und sich auf die Meinung seines Gebieters, des Churfürsten, berief, so mußte Pappenheim mit 6000 Mann und 8 Kanonen vor Merseburg rücken und die Vorstädte abbrennen. Der Kommandant vermochte sich nicht mit seinen 400 Sachsen zu halten und mußte kapituliren, worauf Pappenheim die Stadt besetzte und von hier aus die umliegende sächsische Landschaft plündern und verwüsten ließ. Die Dörfer gingen in Rauch auf, vornehme churfürstliche Beamte wurden halb todt geprügelt, geschnürt und mit Daumenschrauben gepeinigt, um Geld von ihnen zu erpressen. Hierauf begehrte Tilly (am 29. August) von Leipzig Proviant und drohte bei der geringsten Weigerung selbst zu kommen. Als eine abschlägige Antwort erfolgte, ließ er die Stadt berennen und auf drei Meilen im Umkreise Alles ausplündern. Tilly erschien selbst am 3. September vor Leipzig, sprach mit den Gesandten, die auf sein Verlangen herauskamen, sehr freundlich und gab ihnen Bedenkzeit. Der sächsische Kommandant

zeigte jedoch die größte Entschlossenheit, die Stadt zu vertheidigen, erhob sogleich ein heftiges Feuer von den Wällen und brannte (am 4. Septbr.) Leipzigs schöne Vorstädte nieder. An demselben Tage Nachmittags ließ Tilly ungemein viel Granaten und glühende Kugeln einwerfen und vermaß sich mit schweren Flüchen, es solle Leipzig bei längerem Widerstande wie Magdeburg ergehen, und man werde das Kind im Mutterleibe nicht verschonen. Dies wirkte, der sächsische Befehlshaber, Hans von der Pforten, kroch zu Kreuz und kapitulirte am 5. Septbr. Nachmittags. Die Besatzung durfte frei abziehen, der Stadt blieben alle Freiheiten und Rechte, und die Bürger wurden außerordentlich mild behandelt. Tilly legte blos (am 6. Septbr.) 1000 Mann in die Stadt. Das starke Schloß von Leipzig, die Pleißenburg, wurde am 7. vom Kommandanten ohne Noth übergeben.

Nach Empfang der ersten Gesandtschaft von Tilly hatte Johann Georg wohl eingesehen, daß sein Heer, 18,000 Mann stark, nicht die beste Stellung habe und leicht von den Kaiserlichen überfallen werden könne. Deshalb gab er Befehl, über Eilenburg nach Torgau aufzubrechen und von Dresden aus das feste Lager mit Geschütz zu versehen. Zugleich wurde der sächsische Feldmarschall Arnim an den König von Schweden mit dem Auftrage geschickt, um jeden Preis Hülfe zu erflehen. Gustav Adolph empfing den Gesandten außerordentlich kühl, machte bittere Vorwürfe, wies auf Magdeburg, welches blos durch des Churfürsten Zögern gefallen sei und wollte nichts von einem Bündniß hören, indem er sagte: er könne unmöglich dem Churfürsten trauen, dessen Räthe an den Wiener Hof verkauft wären, und der augenblicklich, so bald ihm nur Kaiser Ferdinand schmeichele, zu ihm zurückkehren werde. Dreimal mußte Arnim zum König von Schweden reisen und ihn um Hülfe ersuchen. Endlich erwiederte Gustav Adolph: „Nun gut! ich verlange, daß mir die Festung Wittenberg eingeräumt werde, mein Heer einen dreimonatlichen Sold erhalte und der Churfürst die Verräther aus seinem geheimen Rathe mir ausliefere oder selbst bestrafe. Unter diesen Bedingungen bin ich bereit, Beistand zu leisten; willigt er nicht ein, so mag er selbst zusehen, wie er sich herausreißt." Churfürst Johann Georg, dem das Wasser bis an die Kehle ging, und der im jetzigen Augenblicke Alles unterschrieben hätte, um nur Tilly los zu werden, soll, nach Anhörung der Bedingungen, ausgerufen haben: „Nicht nur Wittenberg, sondern Torgau, ganz Sachsen soll dem Schwedenkönig offen stehen; ich will meine ganze Familie als Geißel stellen, ja mich selbst, wenn Ersteres noch nicht genügt. Der König mag die Verräther nur nennen, ich will sie ausliefern, ich will den verlangten Sold zahlen und Gut wie Blut der guten Sache opfern." Arnim brachte diese Antwort Gustav Adolph, der sogleich freundlicher wurde, alle Bedingungen,

bis auf einen monatlichen Sold, fallen ließ und sagte: Die frühere Härte gegen den Churfürsten habe ihm blos dessen Unentschlossenheit abgenöthigt.

Sogleich wurde das Bündniß zwischen beiden Mächten abgeschlossen. Kraft dessen verpflichtete sich der König dem Churfürsten mit allem Nachdrucke beizustehen, die Kaiserlichen aus seinen Landen zu treiben und Alles für die Rettung seiner Lande zu versuchen. Dagegen versprach der Churfürst, sein Heer mit dem schwedischen zu vereinigen, mit dem Könige für Einen Mann zu stehen, in Allem sich des Königs Leitung zu unterwerfen, demselben den Oberbefehl in Kriegssachen zu gönnen und dem königlichen Heere, so lange es auf churfürstlichem Boden gegen den Feind streite, die erforderlichen Lebensmittel zu verabreichen.

Gustav Adolph hatte alle Ursache mit dem Bündnisse zufrieden zu sein. Am 1. Sptbr. hielt der König von Schweden Heerschau über 13,000 Fußvolk und 8850 Pferde. Der Marsch ging hierauf nach Wittenberg, wo Gustav Adolph mit den beiden Churfürsten von Brandenburg und Sachsen zusammentraf. Auf dem Markte umarmten sich die Monarchen aufs herzlichste. Die Schweden zogen über die dortige Elbbrücke und erreichten am 4. Sptbr. Düben an der Mulde, wo sich das sächsische Heer mit dem schwedischen vereinigte. In dem vereinigten Lager wurde ein großer Kriegsrath gehalten, welchem sämmtliche Monarchen mit den angesehensten Officieren beiwohnten. Beide Heere boten einen merkwürdigen Abstich dar. Die Sachsen, wohlgenährt und gut bekleidet, standen in glänzenden Rüstungen und wallenden Federbüschen da; die Schweden hingegen mit sonnengebräunten Gesichtern und zerlumpten Röcken voller Schmutz, indem sie Nachts zuvor auf frisch gepflügtem Acker zugebracht hatten.

Am 6. Sptbr. brachen die Heere auf und marschirten den ganzen Tag in Schlachtordnung, die Schweden rechts, die Sachsen links, der leipziger Ebene zu. Am Abend berief Gustav die Officiere, um für den kommenden Tag das Nöthige mit ihnen zu besprechen, ritt dann im ganzen Lager herum und ermunterte die Truppen, wo er ihnen zugerufen haben soll: „schlaget euch tapfer, sintemal euch nicht nur ein Lager voll der kostbarsten Schätze als Beute winkt, sondern auch mit einem einzigen glücklichen Streiche die ganze Pfaffengasse offen steht, in welcher ich eure Mühe, Arbeit und Ungemach reichlich vergelten will."

Der alte Tilly hatte am 6. Sptbr. den Entschluß, eine Schlacht anzunehmen, noch nicht gefaßt, sondern vielmehr Aldringers Ankunft abzuwarten, der bereits in Erfurt stand. Er gab Befehl drei Batterien aufzuwerfen und sein Lager bei Eutritzsch, einem Dorfe hart vor Leipzig, mit Schanzen zu umgeben. Seine Vorsicht legten die jüngern

Officiere, namentlich Pappenheim, als Altersschwäche und kein Zögern als Furcht aus. Pappenheim schürte die Unzufriedenheit der Andern an, und der greise Tilly wurde in seinem bedächtigen Plane überstimmt. Und dennoch wollte er am Morgen des 7. Sptbr. die Schlacht noch vermeiden, worauf Pappenheim noch kräftigere Mittel anzuwenden suchte, um den Willen des alten Haudegens zu brechen. Als am 7. die Nachricht von dem Anmarsche der Schweden ins kaiserliche Lager kam, verlangte Pappenheim von Tilly 2000 Kürassiere unter dem Vorwande, die Stellung des Feindes zu erforschen und vielleicht einige Gefangene zu machen. Nicht ohne Unwillen ließ Tilly die Kürassiere verabfolgen, jedoch mit dem gemessenen Befehle, mit dem Schweden nicht handgemein zu werden. Pappenheim versprach es, hielt aber nicht Wort; denn kaum erblickte er die schwedischen Colonnen, so drang er mit unbeschreiblicher Hitze in dieselben ein. Durch seine Adjutanten ließ er, in der Noth des Kampfes, noch um 2000 andere Pferde bitten, weil er sich ohne diese aus dem Gefechte nicht zurückziehen könne. Tilly schlug bei dieser Meldung die Hände überm Kopfe zusammen und rief aus: „Dieser Mensch wird mich noch um Ehre und guten Namen, den Kaiser um Land und Leute bringen!“ Zugleich ließ er jedoch 2000 Reiter abgehen, mit dem Befehle an Pappenheim: „augenblicklich, bei Gefahr seines Kopfes, den Rückzug anzutreten.“ Gustav Adolph drang mit solcher Heftigkeit auf die 4000 Reiter ein, daß sie auf dem Rückzuge in Unordnung geriethen, wodurch der alte Tilly seine vortheilhafte Stellung bei Eutritzsch aufgeben und in die Ebene rücken mußte. Auf den Feldern des Dorfes Breitenfeld trafen die Heere (am 7. Sptbr.) zum entscheidenden Kampfe zusammen. Gustav Adolph stellte alsobald eine kunstreiche Schlachtordnung auf, so daß die Schweden getrennt den rechten, die Sachsen hingegen den linken Flügel ausmachten und zwar, weil die Unerfahrenheit der neugeworbenen Truppen ihn bedenklich machte. Gegen Mittag begann das Feuer des Geschützes und wüthete schrecklicher in den dichtgestellten Reihen der Kaiserlichen, als in den dünneren der Schweden. Die heftige Kanonade dauerte bis zwei Uhr, wo Pappenheim mit seinen Reitern die Schweden zu umgehen suchte, allein von Gustav, der die Gefahr sah, augenblicklich gehindert wurde. Mehreremale hinter einander wurden die Angriffe Pappenheims mit Verlust zurückgeschlagen. Nach hartem Widerstande wurden Pappenheims Leute fast gänzlich von den Schweden vernichtet und nur wenigen gelang es, sich durchzuschlagen. Während dieß jedoch auf der schwedischen Fronte vorging, waren die Sachsen völlig geschlagen worden. Fürstenberg machte mit den Kaiserlichen den ersten Angriff auf die Sachsen, welche sich auch wacker hielten, bald aber, nachdem die besten Kanoniere getödtet am Boden lagen, zu wanken begannen. Diesen Augen-

blick ersah Tilly, der bisher im Mittelpunkt gehalten, und fiel mit aller Macht auf das churfürstliche Heer. Die sächsische Reiterei wurde über den Haufen geworfen, bald auch das Fußvolk; die Reihen lösten sich auf, ganze Compagnien warfen die Waffen weg und flohen davon, entgingen aber dadurch den Gefahren nicht. Die kaiserlichen Reiter verfolgten die Flüchtigen und hieben eine Menge nieder. Auch das schwedische Gepäck kam durch die fliehenden Sachsen mit in Unordnung. Der Ruf: „Alles ist verloren!“ wandte die schwedischen Fuhrknechte ebenfalls um und jagte sie bis Düben zurück. Der Churfürst von Sachsen war einer der ersten, welcher floh; in Eilenburg hielt er erst an, um an einem Trunke Bier sich zu laben. Der sächsische Feldmarschall Arnim floh in die schwedische Schlachtlinie und berichtete in namenloser Bestürzung dem Schwedenkönige, was unter seinem Kommando vorgegangen sei. Die Gefahr war groß und Hülfe augenblicklich nöthig, wenn nicht auch die Schweden umgangen sein wollten. Auf des Königs Wort rückte das zweite Treffen an das erste, so daß es einen stumpfen Winkel mit dem ersten bildete. Schnell also stand eine neue Linie dem anrückenden Feinde entgegen und der Augenblick war gekommen, der über den Ausgang entscheiden sollte. Auf beiden Seiten der Kämpfenden herrschte unerschütterliche Entschlossenheit. Angriff folgte auf Angriff, Mann focht gegen Mann mit der Pike und dem Schwerdte, da die Nähe den Gebrauch des Feuerrohrs rein unmöglich machte. Den Schweden kamen ihre leicht beweglichen Kanonen gut zu Statten, indem die Kaiserlichen ihre schweren nicht so schnell bewegen konnten und größtentheils auf der Anhöhe stehen lassen mußten. Zuerst wurden die kaiserlichen Reiter von den schwedischen geworfen, dann wankte auch das Fußvolk. Um diese Zeit erhielt Gustav Adolph die Nachricht, daß General Banner auf dem rechten Flügel die Kaiserlichen überwunden habe und in der Richtung nach Breitenfeld vor sich her treibe. Augenblicklich ordnete der König einen neuen Angriff auf das Geschütz an, welches auf der Anhöhe stand. Alles was noch Stand hielt wurde vollends geworfen, die Batterien fielen beim ersten Anlauf in des Königs Gewalt. Die Kaiserlichen geriethen in die wildeste Flucht, die Schweden folgten auf der Ferse und Tilly selbst gerieth in die größte Gefahr. Ein Rittmeister, wegen seiner Größe der lange Fritz genannt, hatte den feindlichen Feldherrn erreicht und erkannt. Weil er ihn gern lebendig fangen wollte, schrie er ihm zu: „ergebt Euch!“ und schlug mit der umgekehrten Pistole nach dem fliehenden Greise. In diesem Augenblicke wurde der lange Fritz von dem herbeieilenden Herzog Rudolph Max von Sachsen-Lauenburg durch beide Ohren geschossen und Tilly gerettet. In der Mitte eines Vierecks etlicher Fußregimenter, größtentheils Wallonen, gelangte Tilly am andern Morgen nach Halle; jedoch von den 4000 Ta-

pfern, die jeden Fußbreit für ihren Feldherrn streitig machten, langten blos 600 in Halle an. Die Schlacht hatte 5 Stunden gedauert; 9000 Todte bedeckten den Kampfplatz, worunter 700 Schweden und 2000 Sachsen sich befanden. Gegen 7000 Kaiserliche wurden auf der Flucht gefangen. Wer nicht mehr nach Leipzig entrinnen konnte, floh nach Merseburg, Halle, ja sogar Halberstadt. Tilly's schönes Heer war durch diesen einzigen Tag so gut wie vernichtet, sein ganzes Geschütz hatte er verloren und vor Allem den langjährigen Ruhm der Unbesiegbarkeit. Das kränkte ganz besonders den Greis, der bisher für einen Unüberwindlichen gegolten hatte. Am 8. Sptbr. führte Pappenheim noch 1400 Reiter Tilly zu. Aus Alefeld schrieb Pappenheim an Wallenstein: „Wunderbarlich hat mich Gott in der letzten so unglücklichen Schlacht behütet; als der Letzte von Soldaten und Officieren bin ich auf dem Schlachtfelde verblieben, und habe in derselben Nacht eine gute Anzahl Reiter und Fußvolk um mich versammelt. Es liegt in dieser Verwirrung eine schwere Last auf mir, denn der Obergeneral (Tilly) liegt sehr krank darnieder. Ich sehe kein ander Mittel, als daß Euer Gnaden, Gott und der Religion zu Dienst, dem Kaiser und allgemeinen Vaterland zu Hülfe, sich dieses Krieges annehmen und mit Gewalt durchgreifen. Es ist kein ander Mittel und ist auch kein Anderer, der es zu thun das Ansehen und den Nachdruck hätte. Gott wird Euer Gnaden wieder vergelten und die ganze Welt wird Sie rühmen müssen."

Gustav Adolph blieb als Sieger von Breitenfeld, da die Nacht bereits eingebrochen war, auf dem Wahlplatze. Ein Brief rief den Churfürsten von Sachsen herbei, welcher ganz beschämt und Vorwürfe erwartend, vom Könige aufs freundlichste empfangen wurde und sogar von ihm Dank dafür erhielt, daß er zur Schlacht gerathen habe. Johann Georg versank durch diese unvermuthete Behandlung in einen Freudentaumel und bot beim Banket, was in dieser Nacht statt fand, dem König seine Dienste an, ihm die römische Königskrone aufs Haupt zu setzen.

Eine große Zahl der gefangenen kaiserlichen Soldaten trat augenblicklich in schwedische Dienste, wodurch Gustavs Heer um ein Ansehnliches vermehrt wurde. Die Wirkung, welche die breitenfelder Schlacht auf die Gemüther der Protestanten hervorbrachte, läßt sich kaum beschreiben. Die Herzen des Volks schlugen dem König von Schweden entgegen und sein Bildniß verbreitete sich in Tausenden von Abdrücken in die niedrigen Hütten der Ärmsten. Aber eben so tiefen Eindruck hatte die Schlacht auf die Gemüther der Katholiken gemacht. Die geistlichen Großen, besonders aber der Churfürst von Baiern, welcher sein Heer größtentheils verloren hatte, erzitterten. Nur Kaiser Ferdinand blieb anscheinlich bei erhaltener Nachricht von dem harten Schlage ruhig und

sandte sogleich nach allen Orten Befehle, alle verfügbaren Truppen zu Tilly stoßen zu lassen. Diese Besonnenheit des Kaisers half, daß in kurzem 26,000 Mann wieder um Tilly standen und seines Befehls warteten. Überdieß unterhandelte Ferdinand II. vorläufig mit Wallenstein wegen Übernahme des Oberbefehls.

Am 8. Sptbr. rückte Gustav Adolph vor Leipzig und forderte den Commandanten zur sofortigen Übergabe auf. Als sich dieser Bedenkzeit erbat und Gustav Adolph gern seinen Sieg verfolgen wollte, so überließ er die leipziger Angelegenheit dem Churfürsten von Sachsen und eilte nach Merseburg, wo er in der Nähe der Stadt auf 3000 Flüchtlinge traf, von denen 1000 unterm Schwerdt fielen und 1500 gefangen wurden, welche sogleich in schwedische Dienste traten. Merseburg wie Halle mit der Moritzburg, aus welcher Tilly drei Tage zuvor ausgezogen war, fielen in des Königs Hände. Die Deputation, welche Halle's Bürgerschaft ihm entgegensandte, nahm der König anfangs ziemlich ungnädig auf, bald jedoch wurde er milder, worauf ihm alle den Eid der Treue leisteten.

Der Churfürst Johann Georg, nachdem er Leipzig eingenommen hatte (12. Sptbr.), begab sich nach Halle zum König von Schweden, wo mit ihm zugleich noch andere protestantische Fürsten, namentlich der Herzog Wilhelm von Sachsen-Weimar, eintrafen, um die weitere Verfolgung des breitenfelder Sieges gemeinschaftlich zu berathen. Darin kamen alle überein, daß sich das sächsische von dem schwedischen Heere trennen und jedes seinen besondern Weg einschlagen müsse. Der Churfürst von Sachsen wäre gern nach Franken aufgebrochen und hätte dem König Böhmen und Östreich überlassen; allein Herzog Wilhelm von Sachsen-Weimar, Bernhards ältester Bruder, gab den Rath: „der König von Schweden müsse in die sogenannte Pfaffengasse eindringen, den Lauf des Mains erobern und sich dann am Rheinstrome festsetzen." Gustav pflichtete diesem Vorschlage bei, und Johann Georg mußte sich mit Schlesien und Böhmen begnügen, so unangenehm es ihm auch war, durch diesen Schritt mit dem Kaiser noch mehr sich zu verfeinden. Unzufrieden verließ der Churfürst von Sachsen die Versammlung zu Halle; die Schweden hingegen rüsteten sich zum Einfalle in die reichen Länder des südlichen Deutschlands.

Bevor der Schwedenkönig Halle verließ, schickte er Gesandte voraus, um die süddeutschen Reichsstände, besonders die freien Städte, für sich zu gewinnen. Martin Chemnitz und der Rittmeister Relinger verfügten sich als solche zunächst zum Markgrafen Christian von Brandenburg-Baireuth und dann nach Nürnberg. Nürnbergs Bürger waren sämmtlich für den König gestimmt, jedoch ein Theil des Magistrats, den Kaiser fürchtend oder abhängig von ihm, machte große bedenkliche Ein-

wendungen. Für diesen Fall hatten die Gesandten die Anweisung, durch Drohungen die Stadt zum Bündniß zu nöthigen. Diese prahlerischen Drohungen halfen, der Magistrat ließ die Bedenklichkeiten fallen und schloß mit Schweden ein Bündniß. Der Rittmeister Relinger reiste sogleich nach Ulm ab, gewann auf gleiche Weise den Stadtrath und traf bald in Straßburg ein, welches sich ebenfalls mit Schweden verbündete. An die kleineren protestantischen Reichsstände erließ Gustav Adolph Briefe und gewann sie alle nach einander für sich.

Mit ganzer Heeresmacht brach Gustav Adolph von Halle nach Erfurt auf. Bei Lenbingen traf er auf eine Gesandtschaft des erfurter Stadtraths, welcher den König ersuchte, doch ihre Stadt zu verschonen. Gustav bedauerte, die gewünschte Neutralität nicht bewilligen zu können. Die Abgeordneten aber bestürmten von neuem des Königs Herz mit Ausflüchten. Während dessen hatte Herzog Wilhelm von Weimar auf Gustav Adolphs Befehl dafür gesorgt, der unnützen Schwätzerei ein Ende zu machen. Er erschien nämlich in fürstlicher Karosse (d. 21. Sptbr.) vor Erfurts Thor und begehrte Einlaß. Ihm als großen Herrn wurden die Thore geöffnet und der Kutscher hielt auf Befehl im Thorwege still. Augenblicklich sprengte mit verhängten Zügeln das Courwill'sche Kürassierregiment, welches sich verborgen gehalten hatte, ein, warf die Wachen nieder und besetzte den Markt. Alle Scrupel des Magistrats waren mit einemmale gehoben, und er übergab die Schlüssel der Stadt. Am 22. hielt Gustav Adolph seinen Einzug und rief am 24. sämmtlichen Magistrat und alle Wortführer der Zünfte und Innungen in sein Quartier, wo er durch freundliche Worte die Bürger zur Erfüllung aller seiner Wünsche stimmte. Zuletzt kündigte er ihnen als den schmeichelhaftesten Beweis seiner Gewogenheit an, daß er das Liebste, was er auf Erden habe, seine Gemahlin, ihrem Schutze anvertrauen werde.

Das schwedische Heer brach am 26. Sptbr. wieder von Erfurt auf. Ein Theil zog über Gotha mit dem Befehle, vor Würzburg mit dem Könige wieder zusammenzutreffen. Gustav Adolph selbst marschirte über Arnstadt, Ilmenau auf beschwerlichem Marsche durch den Thüringer Wald. Das ganze katholische Franken erbebte, der Bischof von Würzburg entfloh aus seiner Residenz, obgleich ihm Gustav vortheilhafte Bedingungen und allen Katholiken seinen Schutz antragen ließ. Die Schweden sahen sich zu wiederholtenmalen genöthigt, Haufen zusammengerotteter Bauern, die sich zur Wehr stellten, niederzuhauen. In Schweinfurt zog Gustav Adolph ungehindert ein; allein Würzburg leistete Widerstand, wurde aber am 4. Octbr. dem König übergeben. Am 7. Octbr. wurde auch das sehr befestigte, mit wahrer Wuth vertheidigte Schloß im Sturme durch den Oberst Axel Lillia erobert. Die ganze Besatzung bis auf den Schloßkommandanten, Rittmeister Keller

von Schlettheim, der unter der Bedingung: die verborgenen mit Schätzen angefüllten Gewölbe zu zeigen, das Leben erhielt, fiel unter dem Schwerdte. Unter den Leichen lagen auch einige zwanzig Mönche, welche Geiz und Fanatismus zum Streite geführt hatte. Als Gustav Adolph nach erfolgter Einnahme das Schloß betrat, fielen ihm die rothen, lebensfrischen Gesichter mehrerer Daliegenden auf und er rief lächelnd: „Stehet auf, es soll euch Nichts geschehen.“ Auf dieses Wort erhoben sich alle aus den Leichen, denen noch das Herz schlug. Die Beute an Gold, Silber, Kleinodien u. s. w. war unermeßlich. Mehrere Tausend Fuder des köstlichsten Frankenweins fanden die Sieger in den bischöflichen Kellern, so auch 30 Kanonen und einen Marstall der herrlichsten Pferde. Vom Gold und Silber überließ Gustav viel seinen Soldaten, so daß die Thaler nichts Seltenes in dem schwedischen Heere waren und mancher gemeine Knecht Hunderte im Beutel trug. Übrigens benutzte der König die gemachte Beute, um neue Regimenter anzuwerben; viel Volk zu Roß und Fuß lief ihm zu, und weit stärker als zuvor verließ das schwedische Heer diese Provinz.

Diese Fortschritte des Königs fanden fast alle unter Tilly's Augen Statt. Nachdem er seine in der breitenfelder Schlacht empfangenen Wunden hatte verbinden lassen, nahm er seinen Marsch nach Halberstadt, wo er drei Tage rastete und viele flüchtige Truppen wieder um sich sammelte. Auch Pappenheim stieß inzwischen zu ihm und die vom Churfürsten von Köln geworbenen Hülfstruppen wurden eiligst herbeigerufen; auch erhielt er von Hameln 12 Stück Geschütz. Nach erhaltener Kunde von Gustav Adolphs Zuge durch Thüringen beschloß er dem Könige zu folgen. Auf diesem Zuge mußte ganz besonders Landgraf Wilhelm V. von Hessen-Kassel Tilly's Druck empfinden. Seine Besitzungen wurden schrecklich verheert, und er mußte sich, das Land seinem Schicksale überlassend, in die festen Plätze verkriechen. In dieser Noth schrieb er an den Herzog von Weimar und beklagte sich bitterlich, daß man sich seiner, des treusten Anhängers an der protestantischen Sache, nicht annehme. Tilly verließ am 9. Octbr. Fulda und brach nach dem Main auf, um Würzburg zu befreien. Auch auf diesem Zuge flossen Tilly neue Streitkräfte von allen Seiten zu, so daß er mächtiger wieder dastand, als vor der breitenfelder Schlacht. Mehr als 40,000 Mann folgten unter Tilly Gustav Adolph, der mit kaum 20,000 Mann seine Eroberungen mit einer Ruhe, als gebe es keinen Feind, fortsetzte. Da Würzburg bereits gefallen war, so besetzte Tilly die umliegenden Städte am Main, Rhein und Neckar. Diese zu weit ausgedehnte Vertheilung des Tilly'schen Heeres benutzte Gustav Adolph und ließ verschiedene Abtheilungen desselben überfallen, auseinanderjagen und gefangen nehmen. Gustav Adolph schlug in eigener Person ein

starkes Corps bei Creglingen und überfiel in der Nacht bei Mergenthal Karls IV., Herzogs von Lothringen, Heer, stäubte dasselbe dermaßen auseinander, daß blos 6000 im December mit ihrem Herzoge, der die Kriegslust verloren hatte, in der Heimath (Lothringen) ankamen. Der Oberstlieutenant Christoph Haubold, ein trefflicher Officier, nahm am 1. November Morgens um 5 Uhr Hanau fast ohne Schwerdtstreich. Die kaiserlichen Truppen mußten sich auf Gnade und Ungnade ergeben, von denen alsobald die meisten Dienste bei den Schweden nahmen. Kaum war Gustav Adolph die Kunde von Hanau's Eroberung zugekommen, so zog er mit 20,000 Mann auf beiden Ufern des Mains einher und machte auf diesem Marsche neue und schnelle Eroberungen. Sein Weg ging auf Frankfurt. Von Offenbach aus ließ er den Magistrat auffordern, dem schwedischen Heere die Stadt zu öffnen. Sogleich sandte der Magistrat Abgeordnete, welche den König um Neutralität bitten sollten, damit sie nicht durch Beitritt zu den Schweden des Kaisers Zorn auf sich lüden und um ihre Privilegien und Messen kämen. Gustav Adolph antwortete: „Es befremdet mich, daß Ihr blos von Euern Messen redet, wo es sich um Glauben, Freiheit und das Wohl des Reichs handelt. Ich habe von der Insel Rügen an bis zum Main den Schlüssel zu allen Festungen gefunden und werde ihn auch zu Eurer Stadt zu finden wissen, im Fall der Verweigerung."

Mit diesem ungnädigen Bescheide zog der Stadtrath heim und sah sich genöthigt die Thore zu öffnen, durch welche Gustav Adolph mit aller Pracht seinen Ein- und Durchzug hielt (17. Novbr.), wobei er rechts und links mit entblößtem Haupte huldvoll grüßte und die Herzen der Reichsbürger sich gewann.

In dem Städtchen Höchst wurde der Übergang über den Rheinstrom vorbereitet, und während dessen stieß noch der Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel mit seinen Truppen zum König. Nicht minder schloß hier Gustav mit dem Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt ein Bündniß ab, dem er aber nicht besonders trauete, da selbiger auf beiden Achseln zu tragen pflegte und auch bei Gustav Adolph seine alten Künste: Frieden zwischen ihm und dem Kaiser zu vermitteln, versuchte; weshalb ihn der Schwedenkönig nicht ohne Spott „des heiligen römischen Reichs Erzfriedensstifter" zu verschiedenenmalen in Gegenwart von Fürsten und Herren nannte.

Als die Schweden aus Franken gegen den Rhein vorbrachen, befahl der Churfürst von Baiern seinem Generale, Mainz seinem Schicksale zu überlassen und der bairischen Grenze zuzuziehen. Tilly verließ augenblicklich die Bergstraße, marschirte über Windsheim nach Ansbach, von da nach Gunzenhausen und erschien am 18. Novbr. vor Nürnberg, welches er aufforderte, das schwedische Bündniß zu verlassen und ihm

Mundvorräthe zu liefern; allein die Bürger, deren 30,000 unter den Waffen gestanden haben sollen, trieben Tilly, so oft er sich der Stadt näherte, durch Kanonenschüsse fort. Tilly bereitete nun einen förmlichen Sturm vor, welcher jedoch dadurch vereitelt wurde, daß in seinem Heere ein Konstabler ein Pulverfaß anzündete (am 23. Novbr.) und die schrecklichste Explosion verursachte, wodurch der ganze Pulvervorrath, 125 Ctnr., in Rauch aufwirbelte, viele Stücke zerschmetterte und Menschen in großer Zahl tödtete und verwundete. Aufs tiefste erschüttert rief Tilly aus: „ich sehe, daß mir das Glück nimmer wohl will,“ hob die Belagerung auf, schickte einen Theil seines Heeres nach Böhmen, um dem dort vordringenden Churfürsten von Sachsen die Spitze zu bieten; er selbst aber zog mit dem andern Theile der Armee nach Nördlingen.

Gustav Adolph zog siegreich seine Straße fort, nahm im Sturme Oppenheim, ließ die im dasigen Schlosse fruchtlos sich vertheidigenden Spanier, 800 an der Zahl, über die Klinge springen und verursachte solch ein panisches Schrecken, daß sich Frankenthal fast ohne Schwerdtstreich ergab, wo die Schweden 80 Stück Geschütz, 120 Tonnen Pulver und große Vorräthe an Wein und Lebensmitteln fanden. Die Bürgerschaft mußte die Plünderung mit 80,000 Thalern abkaufen. Die letzten Tage des Jahres (1631) krönte Herzog Bernhard von Weimar, der thätig unter Gustav Adolph kämpfte, mit einem glücklichen Unternehmen auf Mannheim, welches er überrumpelte, wobei 250 Spanier als Opfer des Nationalhasses unter dem Schwerdte fielen und die deutschen Truppen in Bernhards Dienste traten. Nicht weniger glänzend waren die Eroberungen, welche der schwedische Feldmarschall Gustav Horn machte.

Wichtige Fortschritte hatte indessen auch der Churfürst von Sachsen gemacht. Anfangs zwar schien es, als könne sich Johann Georg kaum selbst schützen; denn nach der breitenfelder Schlacht fiel Tiefenbach mit dem schlesischen Heere in die Lausitz ein, sengte und brannte, und schickte sogar Streifcorps bis an die Wälle von Dresden. Der Churfürst gerieth, ohngeachtet seines 18,000 Mann starken Heeres, hierüber in Schrecken und verlangte von Banner Hülfe. Tiefenbach jedoch erhielt Ordre nach Schlesien zurückzukehren, und von Wien aus wurden Versuche gemacht, den Churfürsten wieder für des Kaisers Sache zu gewinnen. Johann Georg wieder ermuthigt, befahl seinem Feldmarschall Arnim in Böhmen einzudringen, welches auch leicht geschah, da es von den kaiserlichen Truppen ziemlich entblößt war und Tiefenbach viel zu spät aus Wien Befehl erhielt, den Sachsen den Einmarsch streitig zu machen. Die katholischen Gutsbesitzer flüchteten vor Arnims Heere nach Prag. Arnim ließ die Ländereien der katholischen Herren verheeren, verschonte aber die Güter der Protestanten und noch mehr die Besitzungen Wallensteins.

Bei Galgenstrafe hatte er seinen Soldaten verboten, auch nur ein friedländisches Huhn zu stehlen. Als Arnim vor Prag erschien, entstand drinnen schreckliche Verwirrung; wer laufen konnte, lief und suchte seine Kostbarkeiten zu retten. Die Vornehmen flohen nach Wien. Man bat Wallenstein um Rath, dieser jedoch antwortete: „Thut, was ihr wollt, ich habe kein Kommando, weiß daher nichts zu rathen und zu befehlen.“ Die Besatzung zog mit ihrem Befehlshaber nach Tabor, und auch Wallenstein ging. Am 11. November, eilf Jahre und einen Tag nach der prager Schlacht, zog der Churfürst von Sachsen mit 4000 Mann in Prag ein. Die Sachsen nahmen nichts außer Kanonen, und das Friedländers Palast wurde stark besetzt, damit jeder Diebstahl verhütet würde. Arnim eroberte noch zu Ende des Jahres (1631) mehr als die Hälfte von Böhmen.

Gustav Adolph vernichtet die Ligue gänzlich; Wallenstein jedoch, vom Kaiser wieder gewonnen, beginnt den Kampf von neuem, bis die Schlacht bei Lützen ihm Grenze und Ziel setzt.

Der Feldzug des Jahres 1632 wurde in Franken eröffnet. Den einen Schlüssel zum Baierlande, die Brücke über die Donau, hatte Gustav Adolph gefunden; noch fehlte der zweite, man mußte auch über den Lech hinüber. Tilly, der seit einigen Tagen den Schweden zur Seite zog, hatte eine starke Stellung bei dem Städtchen Rain eingenommen. Alle Brücken über den Lech bis nach Augsburg hinauf wurden auf seinen Befehl abgebrochen, alle Plätze mit Bewaffneten besetzt. Der Churfürst von Baiern war indessen selbst mit aller Landwehr, die er zusammenraffen konnte, ins Tilly'sche Lager gekommen, da er für den Besitz seiner Erblande zitterte. Gustav Adolph ließ am Ufer des Lech, wo es höher war, als das jenseitige, 72 Feuerschlünde auffahren, welche am 3. April ein fürchterliches, fast unausgesetztes Feuer gegen die Feinde drüben eröffneten. Unterdessen arbeiteten die Schweden an einer Brücke, über welche 300 Finnen, von denen jeder 10 Thaler erhalten sollte, aufs jenseitige Ufer eilten. Die Baiern vermochten weder Brückenbau noch Übergang zu verhindern, da sie unablässig, trotz aller Anstrengung, der Übermacht weichen mußten. Bei dieser hartnäckigen Gegenwehr soll Tilly, um seinen Ruhm nicht zu überleben, den Tod gesucht haben. Eine Falkonetkugel zerschmetterte ihm das rechte Bein über dem Knie. Tödtlich verletzt wurde er vom Wahlplatz nach Ingolstadt getragen, wohin das Heer mit dem Churfürsten in der größten Unordnung folgte. Gustav Adolph, nachdem er Augsburg besetzt hatte,

rückte dem Feinde nach. Er ließ sogleich einige Stürme auf Ingolstadt wagen, welche die Besatzung aber tapfer zurückschlug, wobei der König selbst in Gefahr kam, da eine Kugel sein Pferd tödtete und ihn zu Boden warf. Die Schweden glaubten ihren König todt und waren bleich vor Schrecken; jedoch Gustav raffte sich mit den Worten auf: „Der Apfel ist noch nicht reif." Augenblicklich bestieg er ein anderes Pferd und ritt weiter. In Ingolstadt lag der sterbende Tilly und munterte noch im Sterben die Seinigen zur kräftigen Gegenwehr auf. Er starb 25 Tage nach seiner Verwundung, am 30. April, im 73. Lebensjahre.

Gustav Adolph hob die Belagerung von Ingolstadt am 24. April auf und zog mit seinem Heere gegen Altbaiern. Die Soldaten erhielten strengen Befehl, sich keine Gewaltthaten zu erlauben, da er durch Milde die Stockkatholiken für sich zu gewinnen hoffte. Allein dessen ohngeachtet lehrten die bairischen Pfarrer in Gustav Adolph den Antichrist und befahlen öffentlich zu beten: „Herr, erlöse uns von dem Erbfeind, dem schwedischen Teufel." Solche Gäste zu erwürgen, sagten sie, sei ein Verdienst, das in Himmel helfe. Wo die bairischen Bauern einzelne Schweden fanden, mit denen sie fertig zu werden hofften, fielen sie über dieselben her, schlitzten den Unglücklichen die Nase auf, hieben ihnen Arme und Beine ab, stachen die Augen aus, schnitten die Geschlechtstheile ab und ließen sie in diesem Zustande liegen, bis der Tod sich ihrer Martern erbarmte. Es war ganz natürlich, daß dieses Betragen nicht so ungerügt hinging. Eine Zeit lang hielten die Schweden an sich, dann aber bezahlten sie mit gleicher Münze. Mehrere hundert Dörfer gingen im Rauch auf und die erbitterten Schweden trieben die Bauern ins Feuer, um mit ihrer Habe zu verbrennen. Der König jedoch suchte stets, so viel er vermochte, den Unmenschlichkeiten Einhalt zu thun. Die Eroberung aber lohnte herrlich, da Baiern bisher gänzlich vom Kriege verschont geblieben war. Scheuern und Häuser fanden die Sieger gefüllt und große Summen fielen in ihre Taschen. Gustav Adolphs Zug ging von einer Stadt zur andern, welche die Plünderung mit schwerem Gelde abkaufen mußten. In München schwebte bei Annäherung des Königs Alles in größter Angst. Die churfürstlichen Schätze wurden geflüchtet. Die Churfürstin ging nach Salzburg, die Reichen und Vornehmen zogen davon, der Stadtrath mit dem gemeinen Volke blieb sich selbst überlassen. Der Magistrat schickte Abgeordnete nach Freising, um dem König einen Vergleich anzubieten. Die von Gustav gestellten Bedingungen gefielen dem Rathe nicht. Der König jedoch hielt sich nicht mit unnöthigen Redensarten auf und erschien den 7. Mai mit seinem Heere vor München. Der Stadtrath, an keine Unterhandlung mehr denkend, überreichte knieend dem König die Schlüssel der Stadt. Blos mit drei Fußregimentern, zum nöthigen Wachtdienst, zog Gustav Mittags

in München ein, begleitet von dem vertriebenen König von Böhmen und andern Fürsten und Herren. Das übrige Fußvolk bezog ein Lager auf einem schönen Anger vor München, und die Reiterei lag in den nahen Dörfern.

Gustav Adolph ließ sich durch die Gemächer des churfürstlichen Palastes führen und bewunderte Pracht und Geschmack desselben. Den Schloßvogt fragte er: „Wer ist der Baumeister, der dieses herrliche Gebäude aufführte?" — „Der Churfürst selbst," war die Antwort des Gefragten. — „Könnte ich diesen Baumeister haben, so wollte ich ihn nach Stockholm schicken," fuhr der König weiter fort. — „Dafür wird sich derselbe zu hüten wissen," antwortete der Vogt*). Am 8. Mai besuchte Gustav das Zeughaus, wo blos Laffetten ohne Stücke standen. Dem König aber war bereits durch einen schlechten Burschen für Geld das Geheimniß verrathen worden, weshalb er laut ausrief: „Surgite a mortuis et venite ad judicium**)!" Die Dielen des Fußbodens wurden aufgebrochen und 140 Kanonen kamen zum Vorschein, unter denen ein Stück, wegen ihrer unfläthigen Größe „die Sau" genannt, war. Außerdem fand man in einer Kanone 30,000 Dukaten und im Schlosse ganz neue Soldatenröcke, welche Gustav unter seine Regimenter vertheilen ließ. Auf seinem Ritt zur Heerschau (am 9. Mai) besuchte Gustav die Jesuiten-Kirche, wo ihn der Pater Rektor mit einer lateinischen Rede empfing, welche der König in gleicher Sprache beantwortete. Die Münchner, den König stets begleitend, bewunderten seine Herablassung gegen die Bürger und seine Soldaten. Am Himmelfahrtsfeste, nachdem Gustav sich eine lutherische Predigt im schönsten Gemache des Schlosses hatte halten lassen, besuchte er auch die Kirche unserer lieben Frauen, um die katholischen Ceremonien zu sehen. Beim Weggang aus derselben ließ er Geld unters Volk werfen, was ein gewaltiges Gedränge verursachte. München zahlte 300,000 Thaler Brandschatzung.

Der König verweilte blos kurze Zeit in München, weil Bewegungen in Oberschwaben ihn an die Iller riefen. Östreich hatte stets seine schwäbischen Vorlande mit besonderer Fürsorge und Güte behandelt, wofür deren Landbewohner mit ganzem Herzen an Östreich hingen. Sobald nur in einem Orte drei bis vier östreichische Husaren erschienen, so fielen die Bewohner in Gemeinschaft mit diesen über den Reichsfeind her. Bei Weingarten liefen sie in großer Zahl zusammen und griffen nach Äxten und verrosteten Lanzen. Obgleich ihre Versuche mißglückten, so ließen sie sich dennoch nicht abschrecken, von neuem aufzutreten. Die Schweden verheerten viele Dörfer durch die Flamme, wodurch sie end-

*) Diese Antwort soll dem König, da sie treue Anhänglichkeit des Dieners verrieth, gar wohl gefallen haben.

**) Stehet auf von den Todten und kommt zum Gericht!

sich entmuthigt, ihre Gewehre nach Kempten ablieferten und ihre Anführer zum Theil selbst todtschlugen. Auf die Nachricht nun, daß ein Hauptstreich auf Memmingen ausgeführt werden sollte, eilte Gustav Adolph von München her zu Hülfe.

Bis auf einen festen Platz war ganz Baiern in der Gewalt des Schwedenkönigs. Der verdrängte Churfürst mußte jetzt das thun, was Ferdinand im Jahre 1620 bei ihm gethan hatte, nemlich Schutz und Hülfe vom Kaiser erbitten, ja sogar seinen verhaßten Feind Wallenstein, der durch ihn gefallen war, anflehen. Der Kaiser hatte dem Friedländer nach der Absetzung zu Regensburg seine Huld nicht entzogen. Er unterhandelte noch mit ihm und fragte ihn zuweilen in dem und jenem um Rath und Meinung. Das östreichische Heer war unter Tiefenbach bis auf 10,000 Mann geschmolzen und man sah wohl, daß ein tüchtiger Mann an die Spitze gestellt werden müsse. Die Spanier riethen dem Kaiser, seinen Sohn, den König von Ungarn, zum Feldherrn zu machen; allein die deutschen Herren am Hofe wiesen auf Wallenstein, der allein im Stande sei, die Sache wieder ins rechte Geleis zu bringen. Der Kaiser fand diesen Rath so einleuchtend und vernunftgemäß, daß er für den wohlerprobten alten Diener entschied. Doch dieser Plan erfuhr große Schwierigkeiten durch Wallenstein selbst. Obgleich sich Wallenstein nicht mit Recht über seinen Gebieter, den Kaiser, beklagen konnte; so zeigte er dennoch seinen ganzen Stolz, dessen Wallensteins hochfahrendes Gemüth fähig war, im grellsten Lichte. Der deutsche Kaiser sollte sich zu den größten Demüthigungen herablassen, bevor er, der Unterthan, der frühere Günstling, sich dazu verstand, dem bedrohten Staate seine Dienste wieder zu leihen. Freiherr von Questenberg wurde zum Friedländer geschickt, um ihn in des Kaisers Namen zu ersuchen, ein Heer zu schaffen und den Befehl über dasselbe zu übernehmen. Wallenstein lehnte diesen Antrag kurzweg ab und soll, als er erfuhr, daß man ihm den Befehl mit dem König von Ungarn getheilt geben wolle, gegen seine Vertrauten geäußert haben: „Und wenn man mir ein Kommando neben unserm Herrgott anböte, würde ich es nicht annehmen; denn befehlen muß ich allein oder gar nicht.“ In Wien stieg die Verlegenheit aufs höchste, und der Kaiser fand sich endlich auf Anrathen bewogen, eigenhändig an Wallenstein zu schreiben. Das Schreiben lautet: „So gerne ich Euer Liebden, besonders wegen der Fußgicht*), mit weitern Anträgen verschonen wollte, so ergehet dennoch, alldieweil die Gefahr von Tag zu Tag größer wird, an Euer Liebden das gnädigste Ersuchen und Begehren, sich aufzumachen, und nach Wien oder doch sonst an einen nahegelegenen Ort in Östreich zu kommen, damit ich

*) Wallenstein hatte auch seine Fußgicht zum Vorwand genommen.

meinen Rath zu Euer Liebden schicken könne, wie ich denn auch zuverlässig hoffe, daß Euer Liebden mir in der gegenwärtigen großen Noth nicht aus Handen gehen, viel weniger mich verlassen werden." Auf dieses Schreiben begab sich Wallenstein nach Znaim in Mähren, und ließ von da dem Kaiser berichten, daß er weitere Aufträge erwarte. Erst im Januar 1632 kam ein Vertrag zu Stande, kraft dessen sich Wallenstein verpflichtete, innerhalb dreier Monate ein Heer von 40,000 bis 50,000 Mann zu des Kaisers Dienst zu errichten, wollte aber vom Kommando desselben noch nichts wissen. Den Titel eines kaiserlichen Feldherrn und 100,000 Thaler Besoldung, welche man ihm anbot, wies er zurück. Sein Stolz hatte dem deutschen Kaiser die ärgste Demüthigung auf's Ende verspart. Da man sich in Wien von einem Manne, der unentbehrlich war, Alles gefallen lassen mußte, wurden sämmtliche von Wallenstein gestellte Bedingungen genehmigt.

Ein neues kriegerisches Feuer verbreitete sich augenblicklich durch die kaiserlichen Erblande. Dreihundert Werbebriefe wurden an verschiedene Officiere vertheilt. Schnell sammelten sich um Wallenstein jene alten Obersten und Hauptleute, die den frühern Ruhm mit ihm getheilt hatten. Die Vermögenden munterte der Friedländer auf, ihre Schätze zu Anwerbungen von Kompagnien zu verwenden, da ihnen jeglicher Aufwand hundertfältig wieder erstattet werden solle. Viele verkauften ihre Landgüter, um von dem Erlös Soldaten zu werben. In allen Landschaften des Kaiserstaates wurde aufs eifrigste geworben. Auf den Heerstraßen begegnete man Rekruten, Soldaten und langen Zügen von Kriegsvorräthen. Auf Körpergröße sah Wallenstein nicht, da er zu sagen pflegte: „Die Schwächlinge werden bald von selbst draufgehen, der gesunde Kern bleibt übrig." Obgleich der Friedländer mehrere Tonnen Goldes aus seinen Kassen spendete und viele Obersten ihre Gelder verschossen, so reichte doch dies zur Anwerbung und Ausrüstung eines Heeres von 50,000 Mann nicht hin. Außerordentliche und sehr hohe Steuern, welche keinen Stand verschonten, wurden in allen Erblanden erhoben. Schlesien lieferte allein die Summe für 28 Regimenter, das Land ob der Ens ward mit monatlich 52,000 Gulden belegt, was in dieser Provinz zu Aufständen Anlaß gab. Jeder Einzelne wurde nach seinem Stande, Einkommen und Handthierung besteuert. Stärker noch als diese Steuern drückte die Einlagerung der neugeworbenen Soldaten. Die Bauern und Bürger mußten die Truppen mit Mundvorrath und Futter für die Pferde versorgen.

Auch der östreichische Adel, reich und patriotisch gesinnt, öffnete ohngeachtet der Rechte und Freiheiten seine Schätze. So gab z. B. der Bischof Anton von Wien 80,000 Thaler, der Fürst Dietrichstein 100,000 Gulden, des Kaisers Sohn, der König von Ungarn, mit seiner

Gemahlin 300,000 Dukaten. Außerdem versprach die Krone Spanien 300,000 Dukaten, welche jedoch niemals kamen, und der heilige Vater in Rom, Urban VIII., war neben einer winzigen Summe, die ihm endlich abgedrungen wurde, desto freigebiger mit Beiträgen aus der geistlichen Schatzkammer, da auf sein Geheiß allenthalben feierliche Gebete zur Vertilgung der Ketzer zum Himmel aufstiegen. Der wiener Hof unterhandelte überdieß mit Frankreich, in Hoffnung, den allerchristlichsten König von dem Bündniß mit Schweden entweder loszureißen oder doch beide zu entzweien; was jedoch nicht glücken wollte.

Das neue Heer stand indessen marschfertig da, der verhängnißvolle, letzte März nahte und mit ihm die Frist, wo Wallenstein das Kommando wieder niederzulegen aufs heiligste versichert hatte. Seine wahre Gesinnung kannte man in Wien wohl, allein man durfte nicht den leisesten Verdacht geben, als wolle man einen andern Feldherrn wählen, weil augenblicklich die geworbenen Truppen in offene Empörung gegen den Kaiser ausgebrochen wären. Also mußte man sich wieder aufs Bitten legen. Zwei Bittsteller kehrten unverrichteter Sache vom Friedländer zurück und erst dem dritten, dem Fürsten von Eggenberg, gelang es, den Herzog von Friedland zur Annahme des Kommando's zu gewinnen. Aber unter welchen Bedingungen! „Der Herzog von Friedland, Generalissimus des Kaisers, des ganzen Erzhauses und der Krone von Spanien, erhält den Oberbefehl ohne alle Einschränkung; der Kaiser oder der König Ferdinand (des Kaisers Sohn) darf nie bei dem Heere selbst erscheinen; zur Gewißheit seiner verdienten Belohnung erhält der Herzog ein östreichisches Erbland zum Unterpfand, und dazu das Recht, allein über die Eroberungen im Reiche frei zu schalten, und allein Begnadigungen zu ertheilen. Beim Frieden soll ihm Mecklenburg oder eine andere Entschädigung zugesichert werden, und während des Krieges sollen ihm im Nothfall alle kaiserlichen Erbländer zum Rückzuge offen stehen."

Mit mehr als kaiserlicher Macht ausgerüstet, trat Wallenstein von neuem auf den Schauplatz, vermehrte unablässig sein Heer, eroberte schon am 4. Mai (1632) Prag und säuberte in kurzer Zeit ganz Böhmen von den Sachsen. In Wien jubelte man laut über diesen schnellen Erfolg. Der Kaiser schrieb seinem Feldherrn die schmeichelhaftesten Briefe, ermahnte ihn, seine werthe Person recht in Obacht zu nehmen, weil an ihrer Erhaltung dem gemeinen Wesen so unendlich viel gelegen sei.

Wohin sollte sich nun Wallenstein wenden? Er wollte nach Sachsen, um vielleicht den Churfürsten Johann Georg vom schwedischen Bündniß zu trennen, oder den Churfürsten von Baiern, seinen Erzfeind, noch tiefer ins Verderben sinken zu lassen. Der hart bedrängte Chur-

fürst von Baiern wandte sich mit den demüthigsten Bitten an Wallenstein; dieser jedoch, der sich an seiner Noth und Demüthigung zu weiden schien, zögerte lange. Boten kamen und gingen wieder, wie sie gekommen waren. Endlich, da der Churfürst Wallenstein den Oberbefehl über die vereinigten Truppen zugestand und in Allem den Friedländer walten lassen wollte, fand in Eger (Ende Juni) die Vereinigung der bairischen und kaiserlichen Völker statt. Unter Sengen und Brennen wälzten sich nun die über 60,000 Mann starken vereinigten Völker durch die Oberpfalz hinunter der Donau zu. Bei Neumarkt hielt Wallenstein große Heerschau. Beim Anblick dieser Masse tapferer Soldaten, die in unabsehbaren Reihen an ihm vorüberzogen, und ein so entzückendes Schauspiel der Einheit und Macht darboten, rief er aus: „Innerhalb vier Tagen soll es sich zeigen, wer von uns Beiden, ich oder der Schwede, in Deutschland Herr ist.“ Auf Nürnberg ging der Zug.

Gustav Adolph erhielt in Memmingen Kunde von Prags Eroberung und der Sachsen Vertreibung aus Böhmen. Augenblicklich zog er seine Truppen aus Baiern nach Donauwerth und vereinigte dort sein Heer. Nach empfangener Nachricht, daß der Churfürst von Baiern Regensburg verlassen habe und nach der Oberpfalz gerückt sei, brach der König mit 20,000 Mann von Donauwerth auf und zog den Baiern nach; den Herzog Bernhard von Weimar hingegen ließ er mit 12,000 Mann zurück, um die Eroberungen in Schwaben und Baiern zu decken. Am 8. Juni erreichte Gustav Nürnberg und ließ dort seine Truppen drei Tage rasten. Den 12. Juni brachen die Schweden wieder auf, kehrten aber vor Sulzbach, wo sie zwei Tage gerastet und durch einen Spion erfahren hatten, daß Wallenstein den König angreifen wolle, nach Nürnberg zurück und erklärten den Rathsherrn ihren Entschluß, ein festes Lager vor ihren Mauern zu beziehen und Alles an die Rettung ihrer Stadt zu wagen. Rath und Bürgerschaft nahmen diese Erklärung mit dem größten Danke an und Aller Hände waren bereit, die Verschanzung zu vollenden. Tausende von Bürgern und Bauern aus der Umgegend sah man vom frühen Morgen bis zum späten Abend schanzen, so daß schon nach zweimal vier und zwanzig Stunden mächtige Schanzen dastanden. Anfang Juli war das große Werk beendigt. Die Schanzen zogen sich in einem ungeheueren Kreise um die Stadt. Dreihundert Feuerschlünde waren zur Vertheidigung aufgefahren. Korn war genug in der Stadt; aber an Viehfutter mangelte es, welches unter steter Gefahr und immerwährenden Gefechten aus der Umgegend herbeigeschafft werden mußte. Vom Lande flüchteten sich die Bewohner mit ihrem Vieh und besten Habseligkeiten in die Stadt, wo sie vom Stadtrathe in den Vorstädten untergebracht wurden. Diesen armen Leuten erging es jedoch trübselig, da bald wegen Futtermangel ihr Vieh fiel und sie

größtentheils am Hungertuche nagen mußten. Nürnbergs Bürger fühlten sich unter Gustav Adolph sicher, obgleich ein dreimal stärkerer Feind ihre Wälle umgab. Der Schwedenkönig ließ kein Mittel unversucht, eine günstige Stimmung zu erhalten. Täglich wurden öffentliche Gebete gehalten, Bußtage angeordnet und Lieder, halb kirchlichen, halb politischen Inhalts, verbreitet*). Vom 18. bis zum 40. Jahre griffen alle männlichen Einwohner voll Eifer und Begeisterung zu den Waffen und waren jeden Augenblick bereit, dem Rufe ihrer Gassenhauptleute zu folgen. Es herrschte hier ein ganz anderer Geist als früher in Magdeburg.

Der Feind erschien vor der Stadt und verschanzte sich ebenfalls auf den Höhen von Zirndorf und Altenberg im Angesicht des schwedischen Lagers. Schweden und Kaiserliche hatten den Plan, einander durch Mangel und Noth aus der festen Stellung zu vertreiben. Eilf Wochen lagen sie einander unthätig gegenüber. Die Noth des ganzen umliegenden Landes war schrecklich, denn Alles war weit und breit ausgezehrt und verödet. Wallensteins Lager hatte außer dem großen Heere mehr als 15,000 Troßbuben und Bediente, wozu noch eben so viele Frauen kamen, die ihren Männern mit Erlaubniß des Feldherrn gefolgt waren. Mehr als 30,000 Pferde gebrauchte man zum Fortschaffen des unendlichen Gepäcks. Diese Menschenmenge verwilderte von Tag zu Tag mehr, da nur Raub und Plünderung ihre Sache war. Jedoch auch in Gustav Adolphs Heere herrschte nicht mehr die frühere strenge Ordnung, da so manche Anführer keinen Ernst brauchten, Mannszucht zu halten. Der König wurde oft tief erschüttert und berief einst alle Anführer, welche er hart schalt und in die Worte ausbrach: „Es sei ihm so wehe bei ihnen, daß es ihn verdrieße, mit einem so verkehrten Volke umzugehen." Um der Unthätigkeit und dem verderblichen Zustande ein Ende zu machen, beschloß Gustav, ein kühnes Wagestück gegen die Kaiserlichen zu unternehmen und des Friedländers außerordentlich feste Stellung zu erstürmen. Am 24. August rückte der Schwedenkönig in der Frühe aus und breitete seine langen Reihen hart unter dem kaiserlichen Lager

---

*) Nachstehendes Lied, in des Königs Lager verfaßt, wurde in der Stadt verbreitet:

Nürnberg des Reiches Zier auserkoren!
Der Feind hat dir den Tod geschworen,
Doch Gott sich gnädig zu dir wendt,
Aus Schweden dir einen Vater sendt,
Der für dich unter dem Himmelssaal
Wacht mit aller seiner Helden Zahl.
Drum hilf, daß ihnen Nichts gebricht,
Ihr Wohlstand dein Erlösung ist.
Gern Magdeburg jetzt Alles thät,
Wenn nicht nach Schad der Rath zu spät.

aus. Die Anstürmenden wurden mit dem mörderischsten Feuer begrüßt und niedergestreckt; die ganze Höhe schien sich in einem Augenblick in einen feuerspeienden Berg zu verwandeln. Andere traten an die Stelle, Angriff folgte auf Angriff, bis die Sonne sank. Alle Fußregimenter kamen der Reihe nach zum Sturm und keins nahm den Berg. Die Schweden verschossen an diesem Tage fruchtlos 300,000 Flintenkugeln und gegen Abend deckten 2000 den Wahlplatz. Blos Herzog Bernhard gelang es noch spät am Abend, eine Anhöhe zu besetzen, die er auch bis zum andern Morgen behauptete, wo ihn der König zurückrief. Gustav Adolph war mit sich selbst unzufrieden, daß er sein tapferes Volk aufgeopfert hatte. Der Hunger wüthete in Nürnberg fürchterlich und von den in die Stadt Geflüchteten, so wie von den armen Bürgern starben täglich zu Hunderten vor Hunger*). Unter diesen Umständen beschloß Gustav Adolph abzuziehen und General Kniphausen mit 5000 Mann in der Stadt zu lassen, den er dem nürnberger Rathe mit den Worten vorstellte: „Ich lasse zu eurem Schutze einen Mann zurück, der mit geringer Mannschaft ein schlecht ummauertes Dorf**) gegen ein ganzes Heer vertheidigt hat.“ Am 8. September, am 76. Tage seit Beziehung des Lagers, brach Gustav Adolph von Fürth auf, zog, um dem Feinde auch im Scheiden Trotz zu bieten, mit klingendem Spiele, Trommeln und Pfeifen in Schlachtordnung an Wallensteins Lager vorüber, ohne angegriffen zu werden, nach Neustadt an der Aisch und von da nach Windsheim. Hier wartete er mehrere Tage in der Hoffnung, Wallenstein werde sein Lager verlassen und ihm folgen. Wallenstein jedoch merkte die Schlinge und blieb ruhig. Endlich, als er es auch nicht mehr abhalten konnte, da Hunger und besonders Ungeziefer in seinen Reihen wütheten, zündete er (am 13. September) sein Lager an, verwüstete noch Alles in der Umgegend und marschirte nach Forchheim. Sobald Gustav Adolph Nachricht von Aufhebung des friedländischen Lagers erhielt, theilte er sein Heer (21. September). Gegen 9000 Mann gab er Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar mit dem Auftrage, Franken zu decken und im Nothfalle auch Sachsen zu schützen, wenn etwa Wallenstein dahin ziehen wolle. Er selbst wendete sich nach Süden, um Wallenstein zu nöthigen, ebenfalls dahin den Krieg zu versetzen.

Der Friedländer jedoch folgte seinem Kopfe und brach in Sachsen ein, und zwang dadurch den König, fremder Bewegung zu folgen. Aus Sachsen kam sogleich der dringendste Hülferuf, und der König entschloß sich, seinen Verbündeten zum zweitenmal zu retten. Wallenstein brach in das Voigtland ein, nahm Plauen (9. October), sengte und brannte Alles zusammen, rückte bis Altenburg, wo er die Horden unter Holck

*) 30,000 Todte weisen die Listen Nürnbergs vom Jahre 1632 auf.

**) Er deutete hier auf Neubrandenburg.

und Gallas an sich zog. Das vereinigte Heer marschirte auf Leipzig, welches am 22. October sich ergab und die Plünderung mit 50,000 Thalern abkaufte. Bei Merseburg stieß auch Ende October Pappenheim zu Wallenstein, wodurch alles kaiserliche und liguistische Volk in Sachsen vereinigt ward, welches fürchterlich unter dieser Last litt. Der bedrängte Churfürst sandte Boten über Boten an Herzog Bernhard, an den König und seinen eigenen Feldmarschall Arnim, der in Schlesien stand. Herzog Bernhard, vor Kampfbegierde brennend, wollte augenblicklich auf Pappenheim einstürmen, um dessen Vereinigung mit Wallenstein zu verhindern, wovon ihn jedoch Gustavs Befehl abhielt. Gustav Adolph führte sein Heer in Eilmärschen nach Thüringen. Bei Arnstadt trafen die Truppen mit denen Bernhards zusammen (23. October). Hier besuchte Bernhard den König, jedoch die Begrüßung war auf beiden Seiten kalt. Gustav machte Vorwürfe, der Herzog legte den Kommandostab in des Königs Hände und verlangte in Zukunft nicht mehr als Diener Schwedens, sondern als deutscher Reichsfürst behandelt zu werden. Jedoch vereinigten sich beide wieder, die Mißhelligkeit wurde ausgeglichen und Bernhard nahm das Kommando wieder. Sechs Tage rastete das Heer um Arnstadt, dann bei Erfurt und Buttstedt. Bei Erfurt auf einer schönen Ebene*) wurde das Heer gemustert, es zählte blos 20,000 Mann, aber lauter Kerntruppen. In Erfurt besuchte Gustav (28. October) seinen Statthalter, den Herzog Wilhelm von Weimar, der krank zu Bette lag. Auf dem Marktplatze eilte ihm seine Gemahlin entgegen. Unter Ahnungen des Todes nahm er zärtlichen Abschied von derselben, ermahnte den Rath zur Treue gegen sie, im Fall ihm etwas Menschliches begegnen sollte, stieg zu Pferde und folgte dem Heere, welches unter Bernhard bereits vorangezogen war. Am 1. November erreichte er Naumburg. Die Bewohner stürzten beim Einzuge auf die Knie, streckten ihm die Hände entgegen, küßten den Saum seines Gewandes und segneten ihren Retter. Eine trübe Ahnung durchflog seine Seele bei diesem Übermaß der Verehrung, und er sagte zur Umgebung: „Ich fürchte, daß der Himmel irgend ein Unglück über mich verhänge, denn diese Leute ehren mich wie einen Gott." Gustav ließ bei Naumburg sogleich ein festes Lager herstellen, da es ihm keinesweges in den Sinn kam, augenblicklich eine Schlacht zu liefern. Wallenstein kam auch zu der Überzeugung, daß bis zum Frühjahre die Waffen ruhen würden und schickte den Grafen Pappenheim nach dem Rheine ab, jedoch mit dem Auftrage, zuvor die Schweden aus Halle und der dabei liegenden Moritzburg zu vertreiben. Sogleich berieth sich Gustav mit Herzog Bernhard und General Kniphausen, ob eine Schlacht gewagt

*) Das jetzige Johannisfeld.

werden solle. Man wurde nicht ganz einig; jedoch Montag den 5. November Morgens 4 Uhr brach der König mit dem Heere von Naumburg auf. Unterwegs fand er Pappenheims Abzug bestätigt und erfuhr noch überdies, daß Wallensteins Truppen ganz unbesorgt in den Dörfern um Lützen zerstreut lägen. „Nun glaube ich wahrlich, daß Gott den Feind in meine Hand gegeben hat," rief der König aus, und die Schlacht war beschlossen. Graf Rudolph Colloredo sah vom hohen Schloß zu Weißenfels die Schweden angezogen kommen und meldete es sofort dem Friedländer; dieser fertigte sogleich einen Eilboten an Pappenheim mit dem Befehle ab: „Lasset Alles stehn und liegen, und ziehet herbei mit allem Volk und allen Stücken, daß ihr Morgen früh bei mir eintreffet; denn der Feind marschiret her." Bei Lützen lagen beide Heere einander ziemlich nahe; im kaiserlichen Lager herrschte große Unruhe. Drei Kanonenschüsse riefen die Schaaren zusammen, nach allen Seiten wurden Befehle abgeschickt, um die Entfernten herbeizuholen.

Die Schweden rückten von Südwest her auf die Landstraße zu, und stellten sich dem Feinde gegenüber auf. In zwei Treffen ward das Heer, wie bei Breitenfeld, geordnet. Auf dem rechten Flügel führte Gustav Adolph das Kommando, auf dem linken Herzog Bernhard. In dieser Stellung erwarteten beide Heere ahnungsvoll den Aufgang der Sonne, um zu entscheiden, wer Herr in Deutschland werden solle. Der König hatte die kalte Nacht mit Kniphausen und Bernhard im Wagen zugebracht, am Morgen stieg er zu Pferd.

Undurchdringlicher Nebel bedeckte Dienstags den 6. November die Ebene von Lützen. Obgleich nahe an einander, konnten die Truppen sich nicht sehen, bis gegen 11 Uhr Mittags das Gewölk auseinanderging. Das schwedische Heer verrichtete sein Morgengebet, die Trompeter bliesen Luthers Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott;" der König selbst stimmte das Lied an: „Verzage nicht, du Häuflein klein*)." Seit seiner Verwundung bei Dirschau trug er nicht gern einen Harnisch. Auch heute hatte er den angebotenen zurückgewiesen und ritt im bloßen Tuchrocke mit einem Lederkoller darüber und ohne genossenes Frühstück. Man will bemerkt haben, daß er an diesem Morgen nicht das fröhliche Vertrauen zeigte, als sonst. Doch um seinem Volke Vertrauen einzuhauchen, ritt er durch alle Reihen und hielt an jede Nation eine Rede in ihrer Sprache. Wallenstein durchritt ebenfalls die Reihen, sprach aber nicht ein Wort zu seinem Heere, was er sonst gewöhnlich zu thun pflegte. Die Losung war auf beiden Seiten dieselbe, wie bei Breitenfeld, „Gott mit uns!" für die Lutherischen, „Jesus Maria!" für die Katholiken. Als um 11 Uhr die Sonne den Nebel durchdrang, rief der König, die

*) Einige behaupten, der König habe dieses Lied selbst gedichtet. Andere schreiben das Lied dem Pfarrer Johann Altenburg zu.

Augen gen Himmel gewendet: „Nun wollen wir in Gottes Namen daran; Jesu, Jesu, Jesu! laß uns heute zur Ehre deines heiligen Namens streiten." Hierbei schwang er das Schwerdt über dem Haupte und kommandirte: „Vorwärts!" Um eine Überflügelung zu verhüten, hatten die Kaiserlichen Lützen in Flammen gesetzt. Herzog Bernhard rückte mit dem linken Flügel gegen die Windmühlen und auf gleiche Weise unter des Königs Anführung die Reiterei auf dem rechten Flügel. Ein mörderisches Feuer von den in den Gräben liegenden Musketieren empfing die Anrückenden, und die Kanonen aus beiden feindlichen Batterien thaten gewaltigen Schaden. Bei Gustav Adolph fielen mehrere Kugeln nieder. Die schwedischen Reiter stutzten anfangs, als sie an den Gräben anlangten, folgten aber schnell dem König, der zuerst den Graben übersetzte. Es kam zum Gefecht mit Piccolomini's Kürassieren und Kroaten. Gustav rief dem Oberst Stalhantsch zu: „Greif mir die schwarzen Kerle an, sie werden uns übel bekommen!" Das Fußvolk war indessen in der Mitte vorgedrungen, hatte die Gräben gesäubert, die Landstraße überschritten, die Batterie erobert, dieselbe gegen den Feind gerichtet, zwei Vierecke bereits geworfen und wollte eben an das dritte, als die Reserve mit aller Gewalt auf die Schweden fiel, die Kanonen ihnen wieder abnahm und sie über die Landstraße zurücktrieb. Gustav Adolph, hiervon kaum unterrichtet, stellte sich sogleich an die Spitze des smaländischen Regiments, um den weichenden Brigaden zu helfen. Sein edles Roß trug ihn zu schnell über die Gräben, die Smaländer vermochten nicht so schnell zu folgen und der Nebel breitete sich in diesem Moment wieder aus, wodurch der König, nur mit weniger Begleitung, unter einen Haufen feindlicher Kürassiere gerieth. Sein Pferd bekommt einen Schuß durch den Hals, ein zweiter zerschmettert des Königs linkes Armbein. Als er den Herzog von Lauenburg ersuchte, ihn aus dem Getümmel zu bringen, erhielt er wieder einen Schuß in den Rücken, wodurch er vom Pferde stürzte, das ihn eine Strecke in den Steigbügeln fortschleppte. Ein kaiserlicher Officier hatte den König getödtet*), der augenblicklich wieder durch Gustavs Begleiter, von Luchau, getödtet wurde. Des Königs Reitknechte lagen todt und verwundet neben ihm und sein Edelknabe Leubelfing, der einige Tage später an den Wunden zu Naumburg starb. Dieser 18jährige Jüngling machte noch auf dem Sterbebette vor Zeugen folgende Mittheilung: „Als der König vom Pferde gefallen, sei er von dem seinigen gesprungen und habe es dem Monarchen angeboten; der König habe auch beide Hände

*) Es entstand das ungegründete Gerücht, als habe Herzog Franz Albert von Sachsen-Lauenburg den König erschossen, dadurch, daß dieser feige Mensch in dem Wahne, als sei alles aus, bis nach Weißenfels hinter die schwedische Schlachtordnung floh.

nach ihm ausgestreckt, allein er sei nicht im Stande gewesen, die Last allein vom Boden aufzuheben; darauf seien feindliche Kürassiere daher gekommen und hätten gefragt, wer der Verwundete wäre; als er, der Edelknabe, es nicht sagen wollen, aber der König selbst sich zu erkennen gegeben, habe einer der Feinde dem Liegenden mit dem Pistol durch den Kopf geschossen."

Nicht weniger blutig war es auf dem linken Flügel unter Bernhards Kommando zugegangen. Mit großer Entschlossenheit vertrieb der Herzog die feindlichen Musketiere aus den Gräben und ließ Sturm auf die Batterie an den Windmühlen laufen. Plötzlich wurde der linke Flügel im Rücken angefallen, wodurch Unordnung entstand und viele Schweden flohen. Bernhard jedoch stellte bald die Ordnung wieder her, und kaum war er damit fertig, so brachte ihm der Kammerherr Truchseß die Kunde von des Königs Tode. Augenblicklich übergab Bernhard den linken Flügel dem Grafen Nils Brahe und übernahm des Königs Befehl gemäß*) auf dem rechten Flügel das Oberkommando. Er selbst stellte sich an die Spitze des smaländischen Regiments und rannte dessen Obersten, weil er nicht gehorchen wollte, mit dem Degen durch und durch. Von Mund zu Mund lief ein Gemurmel, „der König ist verwundet, gefangen oder todt." Bernhard forderte zur Rache auf, und mit beispielloser Wuth stürzten Reiter und Fußvolk auf den Feind ein. Der Andrang war so fürchterlich, daß die ganze kaiserliche Reiterei auf dem linken Flügel geworfen und sämmtliche Vierecke zerrissen wurden. Zum Unglück kam noch Feuer unter die kaiserlichen Pulverwagen, wodurch die schrecklichste Verheerung bewirkt wurde. Alles, was laufen konnte, lief; die Schweden schossen aus den eroberten kaiserlichen Kanonen auf die Fliehenden. Die Schlacht war für Wallenstein verloren; da traf Pappenheim, von Halle kommend, mit seiner Reiterei auf dem Wahlplatze ein. In aller Hast fragte er: „Wo kommandirt der König?" Schnell bricht er mit seinen Kürassieren auf den rechten Flügel der Schweden ein, um persönlich mit seinem Gegner zu fechten, der nicht mehr den Lebenden angehörte. Zwei Kugeln trafen Pappenheim; tödtlich verwundet mußte er aus dem Gewühle weggetragen werden. Jedoch erneuerte seine Ankunft den Kampf; denn Wallenstein fand dadurch Gelegenheit, die Fliehenden wieder zu sammeln und zu ordnen. Bernhard war ganz erstaunt über die neuen Truppen, welche sich ihm entgegenwarfen. Ein neuer Angriff, fürchterlicher als der frühere, erfolgte. Die Schweden wurden wieder über die Landstraße zurückgetrieben, hier jedoch standen sie ohne zu wanken, und ganze Regimenter lagen todt in derselben Ordnung auf der Stelle, wo sie fechtend gestanden

*) Gustav Adolph hatte vor der Schlacht ausdrücklich befohlen, daß Bernhard den Oberbefehl nehmen solle, falls ihm was Menschliches begegne.

hatten. Kurz vor Sonnenuntergang theilte sich nochmals auf eine halbe Stunde der Nebel; in diese kurze Zeit war die Entscheidung des Tages, Sieg oder Niederlage, zusammengedrängt. Die Schweden drangen wieder vor, eroberten das feindliche Geschütz und richteten es auf ihre eigenen Besitzer. So brach die Nacht über dem mit Blute getränkten Gefilde herein, und Wallenstein ließ zum Rückzuge nach Leipzig blasen. Pappenheims Fußvolk kam eben an, als der Rückmarsch begann, von welchem es mit fortgerissen wurde. So endigte nach neunstündigem Kampfe die lützner Schlacht, welche ewig denkwürdig bleiben wird, theils wegen des schrecklichen Getümmels und theils wegen des unerhörten Widerstandes auf beiden Seiten.

Spät in der Nacht kam Wallenstein mit den Trümmern seines Volkes in Leipzig an. Nachdem am andern Morgen die Truppen etwas geordnet waren, gab der Friedländer Befehl, nach Böhmen zu marschiren. 9000 Todte sollen beide Theile verloren haben, worunter viele hohe Officiere sich befanden, wie auch Pappenheim, der edelste unter ihnen, der am 7. November früh 3 Uhr in der Pleißenburg an seinen Wunden endete *).

Die Leiche Gustav Adolphs fand man auf dem Schlachtfelde nackt ausgezogen, zertreten und mit dem Angesicht gegen die Erde gekehrt. In einem Rüstwagen wurde sie nach dem Dorfe Meuchen gebracht. Hier wurde sie in einen einfachen Sarg gelegt und Tags darauf nach Weißenfels geführt. Der Reitknecht Jakob Erichson, welcher an des Königs Seite verwundet worden war, hatte mit Hülfe von 13 Bauern einen großen Stein an die Stelle wälzen lassen, wo Gustav Adolph gefallen war; allein die wahre Stelle soll 40 Schritte weiter davon entfernt sein. In Weißenfels wurde der Leichnam einbalsamirt. Gustav Adolphs Gemahlin, Maria Eleonore, trug sein Herz, das ungewöhnlich groß war, in einer goldenen Kapsel bei sich, und wollte lange weder von der Leiche, noch vom Herzen sich trennen. Erst den 21. Juni 1634 wurde die Leiche zu Stockholm in der Ritterholmskirche, die Gustav selbst zu seiner Ruhestätte erwählt hatte, feierlich beigesetzt.

*) Merkwürdig ist es, daß beide Helden, Gustav Adolph und Pappenheim, in einem Jahre (1594) geboren, zusammen auf demselben Schlachtfelde enden, an einem Tage innerhalb 14 Stunden.

Der schwedische Reichsrath führt nach Gustav Adolphs Tode den Krieg in Deutschland durch tüchtige Feldherrn fort und verbündet sich mit Frankreich, welches nachdrücklicher den Krieg gegen Oestreich und Spanien zu führen verspricht.

Nach Gustav Adolphs Tode war Alles gespannt, was Schweden thun, ob es den Krieg in Deutschland fortsetzen oder dasselbe seinem Schicksal überlassen werde. Geschah das letztere, trat nemlich Schweden vom Kampfplatze ab, so drohte den protestantischen Bundesgenossen das schrecklichste Strafgericht durch Wallenstein. Der Reichsrath in Schweden aber, welcher für Gustav Adolphs minderjährige Tochter, Christine, die Vormundschaft führte, beschloß, den Krieg nicht aufzugeben, sondern mit allem Nachdruck fortzusetzen, da am Ende doch eine reiche Entschädigung an deutschen Ländern Schweden werden müßte. Axel Oxenstierna wurde als der Mann erkannt und gewählt, der an Gustav Adolphs Statt den Kommandostab ergreifen und die ganze Sache führen sollte. So kräftig auch dieser Mann an Geist und Willen war und ganz geeignet, die Kräfte der Parteien zusammenzuhalten; so mangelte ihm doch die Milde, freundliche Größe und das reine Interesse an der protestantischen Kirche, was seinem Könige in so hohem Grade eigen gewesen war. Gar bald ließen es auch die Reichsfürsten, ganz besonders Sachsen merken, wie schwer es ihnen angehe, den Geboten eines schlichten schwedischen Edelmanns Folge zu leisten. Aber ohngeachtet dieses Mißbehagens erfolgte zu Heilbronn (13. April 1633) der Abschluß eines Bündnisses der vier oberen Kreise, Schwaben, Franken, Ober- und Niederrhein mit Schweden. Diesem Bunde gemäß wollte man nicht von einander lassen, bis deutsche Freiheit und Verfassung wieder hergestellt und Schweden für seine Kriegskosten gehörig entschädigt sei. Zahl und Besoldung des Heeres wurden vorgeschrieben, Schweden vorläufig der Besitz aller eroberten Länder zugesprochen; die Unterpfalz, so weit man sie wieder erobert hatte, dem Erben Friedrichs V. überwiesen; und Oxenstierna sollte in einem aus zehn ständischen Deputirten zusammengesetzten Bundesrathe, welcher zu Frankfurt seinen Sitz habe, das Direktorium führen. Auch Frankreich gab sich Mühe, durch seinen Gesandten Feuquières das Bündniß mit Schweden wieder zu erneuen, da Gustav Adolphs Tod des allmächtigen Ministers Richelieu Eifersucht beendigt hatte. Die Schweden mit ihren Verbündeten sollten gegen eine jährliche Zahlung von einer Million Livres 30,000 Fußgänger und 6000 Reiter ins Feld stellen. Der verschlagene Richelieu glaubte hierdurch den schwedischen Reichskanzler ganz für sich zu gewin-

nen und in seiner Gewalt zu haben. Die sächsischen Kreise, ebenfalls dem heilbronner Bunde beizutreten aufgefordert, vermochten sich hierzu nicht zu entschließen, und Johann Georgs Unmuth, durch Dänemarks Einfluß vermehrt, gab sich gegen Oxenstierna immer unverholner zu erkennen. Oxenstierna jedoch leitete mit starker Hand das ihm übertragene Direktorium, freundlich gegen die verbündeten Stände, voller Ernst gegen Chursachsen und gleich einem gekrönten Haupte voll Würde gegen den listigen, ränkevollen Kardinal-Minister Richelieu.

Die Heere beider kriegführenden Theile standen durch ganz Deutschland zerstreut. Im Süden kämpfte Herzog Bernhard für die Protestanten, in Niedersachsen Herzog Georg von Lüneburg; das sächsische Heer unter Arnim hatte Schlesien inne, während Wallenstein Böhmen beherrschte; und der schwedische General Banner kämpfte mit dem Rheingrafen Otto Ludwig im Elsaß gegen Aldringer, Ossa und Montecuculi. Herzog Bernhard, nach der Schlacht von Lützen in Weißenfels vom schwedischen Heere zum Oberanführer ausgerufen, vereinigte sich bei Donauwerth mit dem Grafen Horn und verlangte vom Kanzler Oxenstierna, Gustav Adolphs Zusage gemäß, die Abtretung des Frankenlandes, so wie die Übertragung des Oberfeldherrnamtes, da er die feste Überzeugung hatte, daß der Kampf, sobald ein Haupt über die verschiedenen Schaaren gebiete, mit dem erforderlichen Nachdrucke geführt werden könne. Das Oberfeldherrenamt verweigerte der Kanzler, mit Franken aber belehnte er den Herzog. Auf dem Schlosse zu Würzburg erfolgte (am 10. Juli) die Huldigung der fränkischen Stände. Überdieß schenkte der Kanzler noch den mißvergnügten, zur Empörung fertigen Obersten in Bernhards und Horns Heere Güter für 5 Millionen Thaler an Werthe; dem Herzog Wilhelm von Weimar aber das Eichsfeld und dem Landgrafen Wilhelm V. von Hessen die Stifter Paderborn, Minden, Fulda und Corvey.

Herzog Bernhard wollte nun den von Gustav Adolph entworfenen Plan, den Krieg in die östreichischen Erblande zu verpflanzen, ausführen; allein er sah sich dadurch gehemmt, daß dem Kaiser unerwartete Hülfe aus Spanien zu Theil wurde. Die Zeit, wo die Spanier gegen den Rhein sich wendeten, benutzte Bernhard und nahm Regensburg nach einer zwölftägigen Belagerung (5. November), so wie Straubing, und wollte eben den protestantischen Bewohnern des Landes ob der Ens, welche um schleunige Hülfe gebeten hatten, zueilen, als er sich durch den liguistischen General Johann von Werth*), der von Wallenstein

---

*) Johann von Werth war der Sohn eines gewöhnlichen Bauers im burgundischen Kreise, der vom gemeinen Kriegsmann durch Muth und Verschlagenheit sich rasch aufschwingend, der gewandteste Reitergeneral geworden war. Voller List und unerschöpflich an Mitteln, den Feind zu täuschen, wurde er von Niemandem übertroffen.

8000 Mann, welche Gallas befehligte, zur Unterstützung erhalten hatte, gehindert und zugleich genöthigt sah, nach Regensburg zurückzukehren.

Die günstige Zeit des Schwankens hätte Wallenstein, welcher Allen an Geist überlegen war, benutzen können, den Krieg zur Entscheidung zu bringen und den Kaiser zum Sieger zu machen; allein er blieb, man weiß nicht warum, völlig unthätig. Von dem Schlachtfelde bei Lützen war Wallenstein nach Böhmen zurückgekehrt, wo er vor Allem ein hartes Strafgericht über sein Heer hielt, damit die Schuld der verlornen Schlacht von ihm abgewälzt würde. Dem ihm zugestandenen Rechte gemäß, über Leben und Tod der Seinigen zu entscheiden, ließ er zu Prag mehrere Obersten und Hauptleute öffentlich enthaupten, gemeine Soldaten am Galgen aufknüpfen und einige funfzig Namen abwesender Officiere an dem Schandpfahle anheften. Hierauf vermehrte er sein Heer wieder durch neue Werbungen, und aus eingeschmolzenen Glocken wurden die verlornen Geschütze wieder hergestellt. Eben so furchtbar, wie zuvor, stand das wallenstein'sche Heer bald wieder da; allein anstatt dasselbe gegen den mächtig gewordenen Bernhard und dessen Mitfeldherrn Horn, die im Reiche standen, zu führen, zog er nach Schlesien, wo man seiner gar nicht bedurfte, und knüpfte mit Sachsen lange Unterhandlungen wegen eines Separatfriedens an, worauf mit Arnim, dem sächsischen Feldmarschall, ein Waffenstillstand abgeschlossen wurde. Er soll, so lautet die Anklage, willens gewesen sein, gegen ein Königreich zu den Feinden überzutreten, um somit dem Kriege und womöglich dem deutschen Kaiser ein Ende zu machen. Zum Scheine indeß trieb er die Sachsen und Schweden nach aufgehobenem Waffenstillstande aus Schlesien und nahm bei dieser Gelegenheit den alten Grafen Thurn, den ersten Urheber des Kriegs, gefangen. In Wien jubelte man laut und hoffte schon den verhaßten Grafen mit Ketten belastet durch die Straßen führen zu sehen. Wallenstein jedoch schenkte ihm wider Vermuthen die Freiheit und schrieb bitter auf die Vorwürfe, welche ihm der Kaiser deshalb machte: „was er wohl mit diesem unsinnigen Manne habe machen sollen? Er wünsche nur, daß die Schweden keinen besseren Anführer hätten als ihn. Thurn werde dem Kaiser an der Spitze schwedischer Truppen bessere Dienste leisten, als im Kerker."

Der Churfürst von Baiern bat den Kaiser aufs dringendste, seinem durch Horn und Bernhard hart bedrängten Lande doch baldigst Hülfe zukommen zu lassen. Der Kaiser unterließ nicht, den Friedländer aufzufordern, seiner Pflicht zu leben und Hülfe zu leisten. Wallenstein jedoch war taub, zögerte so lange als möglich, zog endlich langsam durch Böhmen in die Oberpfalz und kehrte eiligst, ohne den Feind gesehen oder nur das Geringste gethan zu haben, nach Böhmen zurück, wo er seine Truppen in die Winterquartiere legte. An seine Unterfeldherren

erließ er den strengsten Befehl, keins der kaiserlichen Gebote zu beachten; und als der Kaiser dennoch einen Theil des wallenstein'schen Heeres zur Vereinigung mit den Spaniern aufforderte, erhob Wallenstein laute Klagen über Verletzung des mit ihm geschlossenen Vertrags.

Von der Gicht hart geplagt und unverdiente Kränkungen vorgebend, beschloß der Friedländer den Oberbefehl niederzulegen, doch so, daß er auf Vollziehung des geringsten Punktes der ihm gethanen Zusage dringen konnte. Zu diesem Behufe zog er die Führer des Heeres noch enger an sich und hielt mit einer großen Zahl derselben einen Rath in Pilsen (zu Anfang des Jahres 1634). Es war nichts leichter als diese für sich zu gewinnen, da sie auf das Versprechen des Herzogs, die gebrachten Opfer hundertfältig wieder zu erhalten, ihr Vermögen zur Ausrüstung des Heeres verwendet hatten. Fiel nun der Feldherr, so waren auch sie in Gefahr alle Entschädigung zu verlieren. Unter dem Vorsitze des Feldmarschalls Illo, so wie des Grafen Terzka schlossen bei einem Weingelage (12. Jan. 1634), welchem Wallenstein nicht beiwohnte, vierzig hochgestellte Officiere ein Bündniß unter einander, treulich auf Leben und Tod bei dem Friedländer auszuhalten, „so lange er in des Kaisers Diensten verbleiben, oder dieser ihn zu seiner Dienste Beförderung gebrauchen würde." Hierdurch bewogen sie auch Wallenstein, noch bei ihnen zu bleiben und ohne ihr Vorwissen, wie ohne ihren Willen die Armee nie zu verlassen. Sämmtliche Theilnehmer unterzeichneten zu um so festerem Verbande eine zu diesem Zwecke abgefaßte Schrift, auf der auch Piccolomini's, Wallensteins nachherigen Verräthers, Name zu schauen ist.

Diese Vorgänge zu Pilsen benutzten des Friedländers Feinde, um in dem Kaiser Mißtrauen gegen seinen Feldherrn zu erwecken; und wirklich gelang es ihnen, Ferdinand zu dem Entschluß zu bringen, Wallenstein den Oberbefehl abzunehmen und Gallas zu übertragen. Die feindliche Partei am wiener Hofe, größtentheils aus Spaniern und Italienern bestehend, fand am Churfürsten von Baiern den eifrigsten Theilnehmer, der, von Wallenstein aufs neue gekränkt, durch seinen Gesandten die bittersten Klagen gegen den Friedländer erheben ließ. Oberst Caretta, Marchese di Grana, ein Italiener, spielte besonders den Teufel gegen Wallenstein, indem er heimlich forschte und dann nach seinem Ermessen das Aufgefundene dem wiener Hofe deutete.

Kaiser Ferdinand, so fest er auch an Wallenstein gehangen hatte, war mit einemmal gegen ihn, behielt aber die Maske der Freundschaft, indem er noch 20 Tage lang mit dem Friedländer in amtlichen Sachen unterhandelte, nachdem bereits das Absetzungspatent gegen den Feldherrn am 24. Januar erlassen worden war. So geheim waren alle Schritte geschehen, daß Wallenstein erst Kunde von dem ganzen Vor-

gänge erhielt, als bereits Gallas, Piccolomini und Aldringer Befehle erließen, Wallenstein, Illo und Terzka nicht mehr zu gehorchen. Hierauf ließ Wallenstein sogleich eine feierliche Erklärung (am 20. Febr. noch in Pilsen) ausstellen, welche er selbst mit 29 Generalen und Obersten unterzeichnete, worin er darthat, daß die am 12. Januar geschlossene Verbindung der Officiere durchaus nichts gegen den Kaiser oder die Religion bedeuten solle. Zwei Officiere sandte er mit dieser Erklärung (am 21. Febr.) an den Kaiser ab, welche zugleich die Clausel enthielt, daß er sein Kommando niederlegen und sich zur Verantwortung stellen wolle, so bald es der Kaiser verlange. Piccolomini ließ die Abgeordneten unterwegs aufhalten, so daß die Botschaft erst dann zum Kaiser gelangte, als bereits Wallenstein geendet hatte.

Wallenstein, als er vernahm, Piccolomini rücke mit Truppen gegen Pilsen an, beschloß zu seiner Sicherheit nach Eger zu ziehen, dessen Kommandant, Oberst Gordon, ihm besonders verpflichtet war. Nun erst, nicht früher, 3 Tage vor seinem Tode, wendete er sich von der Gefahr getrieben an Herzog Bernhard und forderte diesen auf, schleunigst mit Truppen gegen die böhmische Gränze zu rücken, damit er sich ihm in die Arme werfen könne*).

Krank, in einer von Pferden getragenen Sänfte langte Wallenstein am 24. Febr. unter Begleitung von 10 Compagnien in Eger an und stieg im Hause des Bürgermeisters Pechhelbel am Markte ab. Am folgenden Abend lud Oberst Gordon die Grafen Terzka, Illo und Kinsky zum Faschingsschmause in die Citadelle. Während der Tafel traten 30 Dragoner unter den Hauptleuten Deveroux und Geraldin aus dem Seitenzimmer, fielen über die Unbesorgten her und stießen sie nieder. Terzka erlag erst, nachdem er nach tapferer Gegenwehr zwei Dragoner niedergehauen hatte. Nach vollbrachter That übernahm Hauptmann Deveroux mit 6 Dragonern Wallensteins Ermordung. Die Mitternacht war im Anzuge, der Herzog lag schon zu Bette. Da hörte er aus dem Hinterhause den lauten Schrei der Gräfinnen Terzka und Kinsky, welche eben den Fall ihrer Männer erfahren hatten; sogleich verließ er das Lager, öffnete das Fenster und fragte die Schildwache, was es gäbe. In diesem Augenblicke schlug Deveroux mit Gewalt die Thüre ein, stürzte auf Wallenstein zu und rief: „Du mußt sterben, du Schelm!"

*) Ob Wallensteins Schwager, Graf Kinsky, ein vertriebener böhmischer Protestant, wirklich Aufträge gehabt habe, wegen Wallensteins Übertritts zur Gegenpartei des Kaisers mit dem französischen Gesandten zu unterhandeln, ist noch ungewiß, und ob Richelieu dem Friedländer wirklich die böhmische Königskrone für den Übertritt habe anbieten lassen, läßt sich eben so wenig beweisen. Man nimmt an, Wallenstein habe nie den Kaiser verlassen, aber sich sichern und einen Weg offen halten wollen, falls der Kaiser willens sei, ihn wieder abzusetzen. Die Schweden selbst bezeugen: Wallenstein habe blos mit ihnen gespielt und sie sicher machen wollen.

Ruhig, ohne den geringsten Laut, entblößte der Herzog seine Brust und empfing den Todesstoß.

Nach vollbrachtem Morde erschienen Buttler und Leslie, versiegelten des Herzogs Schriften, bemächtigten sich seiner Kostbarkeiten und ließen die Leiche in einem rothen Fußteppich gehüllt nach der Citadelle bringen. Piccolomini beantragte, den todten Generalissimus nach Prag unter das Hochgericht zu schleppen; auf das Flehen der Herzogin von Friedland aber wurde der Leichnam des Gemahls in der Karthause zu Waltitz bei Gitschin beigesetzt. Die Güter des Gemordeten zog der Kaiser ein und gab mehrere davon den Generalen und Obersten, welche den Mord vorbereitet und ausgeführt hatten. Jeder der von Deveroux geführten Dragonern erhielt 500 Thaler, und Ferdinand vergaß sich so weit, dem feigen Buttler freundlich die Hand zu bieten, ihn zum Kammerherrn zu ernennen und ihm durch den Erzbischof von Wien eine goldene Gnadenkette überreichen zu lassen. Der Werth der wallenstein'schen liegenden Güter wurde auf 50 Millionen Gulden geschätzt. Wallensteins Wittwe erhielt zum Wittwensitz die Herrschaft Neuschloß*).

Daß seinem Heere durchaus ein Oberbefehlshaber nöthig sei, erkannte Kaiser Ferdinand bald; um aber nicht zum zweitenmale einem Unterthanen einen so hohen Posten anzuvertrauen, wählte er aus seinem eigenen Hause den Generalissimus. Sein Sohn, Erzherzog Ferdinand, bereits römischer König, erhielt den Oberbefehl, und in dieser Eigenschaft musterte er alsobald das wallenstein'sche Heer, 25,000 Fußgänger und 10,000 Reiter, bei Pilsen und brach hierauf mit demselben nach der Donau auf, zog bei Donaustauf die nicht unbedeutenden Truppen unter Aldringer und Johann von Werth an sich und begann Regensburg zu belagern. Vor Forchheim erhielt Herzog Bernhard die Nachricht, daß Regensburg sich nicht halten könne. Sogleich vereinte sich Bernhard mit Horn bei Augsburg, eilte auf verödetem Wege nach Landshut, stürmte die Wälle, trieb Aldringer von Gasse zu Gasse, bis dieser in der Herzensangst sein Pferd spornte, in die Isar sprang und von den Wellen begraben wurde. Landshut wurde den Flammen preis gegeben und Bernhard zog mit Horn weiter nach Regensburg; allein hier kamen sie zu spät an und mußten ohne Rast, von Werths tapfern Reitern unablässig verfolgt, den Rückmarsch antreten.

Der Bund von Heilbronn wurde mit jedem Tage lockrer. Die Obergewalt des schwedischen Kanzlers fiel Fürsten und Ständen immer

*) Auf des Kaisers Befehl wurde zur Rechtfertigung der That eine lange Klagschrift verfaßt, welche lange Zeit die Geschichte des großen Feldherrn durch Entstellung und Unwahrheiten in ein falsches Licht gestellt hat. Erst in neuer Zeit hat man die ganze Sache einer genauen Revision unterworfen, wodurch mehr Licht hinein gekommen ist und ferner kommen wird.

lässiger, und Sachsen ließ sich durch nichts bewegen, Glied dieses Bundes zu werden. So weit konnten sich die Bundesglieder vergessen, daß sie sich auf Einflüsterung willig zeigten, rheinische Festungen an Richelieu zu verkaufen und auch wirklich Philippsburg gegen Zusage einer Hülfe von 6000 Mann an Frankreich abtraten. Blos Bernhards Ansehen vermochte noch etwas und ihm allein war es zuzuschreiben, daß Sachsen nicht offenbar von der guten Sache abtrat, sondern vielmehr neue Siege unter Arnim in Schlesien über den kaiserlichen General Colloredo erfocht. Der schwedische General Banner in Verbindung mit Arnim brandschatzte Schlesien, Böhmen und Mähren fürchterlich. König Ferdinand jedoch achtete nicht auf diese Mordbrennereien, sondern verfolgte siegreich seine gewählte Bahn und drang bis Nördlingen vor, welches sogleich eingeschlossen und belagert wurde. Von Werth schwärmte unterdessen mit seinen Reitern in Franken umher und machte das Land vollends zur Einöde. Als Nördlingens Noth zu Bernhards Ohren kam, vereinigte er sich nochmals mit Horn, um die Stadt vom Untergange zu retten. Der besonnene Feldmarschall Horn, so wie dessen Schwiegervater, der Kanzler Oxenstierna, die Schwierigkeit dieses Unternehmens, so wie den unglücklichen Ausgang desselben wohl erkennend, machten die dringendsten Vorstellungen dagegen; allein der jugendliche ungestüme Bernhard bestand auf der Ausführung. Horn gab endlich nach und beide Feldherrn stellten ihre vereinigte Macht, 22,000 Mann, dem kaiserlichen Heere von 33,000 Mann bei Nördlingen (am 6. Septbr. 1633) entgegen. Es entspann sich eine mörderische Schlacht; die Schweden, bei denen Fehler und arge Mißverständnisse obwalteten, konnten den Stoß der Kaiserlichen, der Spanier, so wie der mitfechtenden Bauern nicht ertragen. Vergebens mühte sich Bernhard ab, die gebrochenen Glieder wieder zu ordnen. Gegen 20,000 wurden getödtet und gefangen. Selbst der muthige Horn mußte sich an Werths Reiter ergeben und Herzog Bernhard entging verwundet kaum der Gefangenschaft. Mit dem geringen Reste seiner Truppen zog er dem Rheine zu. Der Ruhm der Unbezwinglichkeit war für die Schweden dahin, und das protestantische Deutschland sah sich noch einmal der Wuth der Feinde blosgestellt.

Johann von Werth gönnte den Fliehenden keine Rast. Das kaiserliche Heer verbreitete sich allenthalben hin und übte nichts als Gräuel und Schandthaten. Fürchterlich mußte Würtemberg dulden; viele Städte gingen in Flammen auf; Obstbäume und Reben wurden mit Gewalt vernichtet und bald schlichen Seuchen durchs Land, welche Tausende hinrafften. In mehr als hundert Kirchen hörte man kein Gebet mehr. Der Kaiser, Würtemberg als sein Eigenthum ansehend, verschenkte Land und Leute davon an seine Günstlinge, nahm die Einkünfte

in die Kriegskasse und ließ die Bibliotheken des Landes nach München und Wien wandern.

In Heilbronn suchte Herzog Bernhard seine zerstreuten Schaaren wieder zu sammeln und hoffte von Frankreich die versprochene Hülfe zu erhalten; allein Frankreich hielt nicht Wort und Oxenstierna schien ebenfalls ihn vergessen zu haben. Die evangelischen Stände trennten sich mehr und mehr von einander, so daß wenig oder nichts von ihnen zu erwarten stand. In der Verzweiflung, um nicht dem Hungertode zu erliegen, setzte Bernhard über den Rhein, wo er leider, um die Rotten zusammenzuhalten, eine verderbliche Nachsicht übte, die seinem Ansehen Abbruch that und auf das Ganze ungünstig einwirkte. In dieser gräßlichen Verlegenheit glaubte der Kanzler Oxenstierna dadurch zu helfen, daß er sich bereit zeige, den ganzen Elsaß an Frankreich abzutreten, falls dieses offen und kräftig gegen Östreich einschreite. Richelieu, der bisher seine Verbündeten blos mit einigem Gelde und nie in geregelter Ordnung unterstützt hatte, hielt es jetzt an der Zeit, für das Gebotene auch mit den Waffen einzuschreiten; jedoch verlangte er zuvor für Frankreich Sitz und Stimme im Bundesrathe und außer dem Elsaß das Besatzungsrecht aller Festungen am rechten Rheinufer von Breisach bis Kostnitz. Dafür solle dann ein Heer von 12,000 Mann, unter dem Oberbefehle eines deutschen Bundesfürsten, aufgestellt werden. Oxenstierna war hiermit nicht ganz einverstanden und sandte deshalb, um mildere Bedingungen zu erhalten, Hugo Grotius, einen niederländischen Rechtsgelehrten, an Richelieu ab; die Sendung jedoch fruchtete nichts. Es blieb dem Reichskanzler also nichts weiter übrig, als mit einem ansehnlichen Gefolge selbst nach Compiègne zum König Ludwig XIII. zu reisen, mit dem auch bald ein neuer Vertrag abgeschlossen wurde, welchem zufolge von beiden Theilen eine festgesetzte ansehnliche Zahl von Söldnern ins Feld ziehen sollte. Von Seiten Frankreichs erfolgte hierauf sogleich die Kriegserklärung (19. Mai 1635) an Östreich und kurz hernach an den König Philipp IV. von Spanien.

Der Churfürst von Sachsen, dem die meisten deutschen Fürsten nachfolgen, tritt von dem Bunde mit Schweden ab und vereinigt sich wieder mit dem Kaiser gegen Schweden, was den Krieg zu einem gänzlichen Verheerungskrieg umgestaltet.

Als Banner die Kunde von der schrecklichen Niederlage bei Nördlingen erhielt, verließ er Böhmen und führte sein Heer nach Thüringen,

vorzüglich ins magdeburgische Gebiet. Hierüber war Churfürst Johann Georg nicht wenig entrüstet, da er diese Landschaften seinen Truppen offen zu erhalten wünschte. In dieser Stimmung, wo der Churfürst mehr als je voller Haß und Widerwillen gegen Schweden war, zeigte sich der Kaiser geneigter und nachgiebiger gegen ihn als zuvor. Der peinliche Gedanke, die Lausitz, welche bereits die Kaiserlichen inne hatten, und wohl gar bei längerer Ohnmacht der schwedischen Waffen noch mehr von seinem eigenen Lande zu verlieren, vermochte den ängstlichen Johann Georg, sich dem Kaiser zu nähern, Friedensbedingungen anzunehmen und endlich Frieden zu schließen. Zu Leutmeritz wurden die Verhandlungen angeknüpft, zu Pirna fortgesetzt und endlich in dem Frieden zu Prag (30. Mai 1635) beendigt. Durch diesen Frieden erhielt der Churfürst zum Ersatz für die auf 7 Millionen angeschlagenen Kriegskosten die beiden Lausitzen erblich, welche er bisher blos als östreichische Lehen behauptet hatte; dann wurde noch seinem Sohne August das Erzstift Magdeburg auf Lebenszeit zugestanden. Der Churfürst willigte dagegen ein, daß in Betreff der geistlichen Güter der Besitzstand vom 24. November 1627 als Normalstand gelten solle; ferner opferte er die Fürsten von der Pfalz, Würtemberg und Baden-Durlach auf und machte sich noch überdieß verbindlich, seine Waffen mit den östreichischen gegen die Schweden zu kehren, falls diese es nicht vorzögen, gegen Entschädigung von einer Million Gulden das Reich zu räumen. So handelte Johann Georg von Sachsen gegen die Schweden, denen er zweimalige Rettung seines Landes zu verdanken hatte. Der Feldmarschall Arnim, höchst aufgebracht darüber, daß den Schlesiern die freie Ausübung der lutherischen Religion nicht gesichert blieb, die er ihnen doch auf seines Churfürsten Geheiß zugesagt hatte, verließ den sächsischen Dienst. In dem prager Friedens-Traktat heißt es: Man habe zu des Reichs Nutz und Ehren den Frieden geschlossen, und suche das Vaterland deutscher Nation wieder in friedlichen Stand zu setzen und allen fremden Dominat ausländischer Potentaten und Nationen davon abzuwenden. So bitter auch das evangelische Deutschland auf den Churfürsten von Sachsen zürnte; so folgten dennoch gar bald mehrere Stände seinem Beispiel und verglichen sich mit dem Kaiser. Bis auf den unerschütterlich festen Landgrafen von Hessen und den Herzog Eberhard von Würtemberg, traten fast alle deutschen Fürstenhäuser, wie Brandenburg, Mecklenburg, Weimar, Lüneburg u. s. w., dem sächsischen Frieden bei. In dem Drange der Verwicklungen war der erste Grund dieses Krieges so sehr in den Hintergrund gestellt, daß mit dem katholischen Frankreich das protestantische Schweden den mit Östreich und Baiern verbündeten protestantischen Fürsten Deutschlands gegenüber stand. Mit immer geringeren Mitteln wurde von Seiten Schwedens und seiner Widersacher der

Kampf fortgeführt. Die Zahl der rüstigen Männer hatte sich verringert; mancher, dem Schwerdte entgangen, wurde von den aus Hungersnoth entstandenen Seuchen hingerafft. Nur Frankreich hatte noch Kraft, ihm aber fehlten solche Feldherren, wie das geschmolzene schwedische Heer aus Gustav Adolphs großer Schule noch einige aufzuweisen hatte. Oxenstierna hatte vollauf zu thun, um nur einigermaßen das zerrissene Ganze zusammenzuhalten. Die Mehrzahl seiner Führer und Obersten bestand aus Deutschen, auf deren Treue und Ergebenheit er nicht unbedingt zählen konnte; die Beiträge der Verbündeten hörten mehr und mehr auf zu fließen, und leicht konnten die im südlichen Deutschland kämpfenden Schaaren durch Chursachsens Feindseligkeit von der Verbindung mit der Ostsee, mithin von der Heimath, von Schweden, abgeschnitten werden. Der Krieg wurde überhaupt von nun an auf Seiten der französisch-schwedischen Partei mehr mit vereinzelten Kräften fortgesetzt, da stetes Mißtrauen unter den Verbündeten selbst jedes große Unternehmen hinderte. Da bewegten sich im Norden und Osten Deutschlands kleine schwedische Schaaren, die in der Blitzesschnelle, womit sie von ihren trefflichen Feldherren Banner, Torstenson, Wrangel und Königsmark hin- und hergeführt wurden, ihre großen Vortheile fanden; denn ehe man es ahnete, hatten sie Pommern und Mecklenburg verlassen und standen in Mähren, Böhmen und sogar an den Thoren von Wien. Im südlichen Deutschland, besonders an den beiden Ufern des Rheins standen etwas größere und wieder geordnetere Massen unter Bernhard von Weimar den Kaiserlichen gegenüber. Herzog Bernhard, dem der Besitz eines eigenen Landes am Rhein, wie bekannt, in Aussicht gestellt worden war, hatte mit französischem Gelde bald ein ansehnliches Heer zusammengebracht, welches den Kaiserlichen und Baiern unendlich viel zu schaffen machte. Die Rheingegenden wurden aber dadurch eben so von dem schweren Tritte des Kriegs niedergestampft, als vordem die Gegenden der Oder, Elbe und Weser.

Der Krieg bietet von nun an ein immer niederschlagenderes Bild dar, so daß man, im Innern wahrhaft grollend, gern im Fluge über diesen Theil der Begebenheiten weggehen möchte. Alle Erhabenheit großer Geister mangelte, und von dem würdigen Zwecke dieses gewaltigen Kampfes, wie er zu Anfang und in der Mitte zu Aller Begeisterung hervortrat, war nirgends mehr eine Spur zu finden. Daß der große Held, Gustav Adolph, welcher Alle durch seine hohe Seele überstrahlte, und von der reinsten Begeisterung für seinen Glauben, für den Ruhm seines Volkes, so wie für das wahre Wohl seiner protestantischen Glaubensgenossen in Deutschland geleitet wurde, nicht mehr sei, spürte man nur zu sehr; denn alle, die statt seiner, wenn auch als tapfere Führer der Heere und im Vergleich mit vielen andern als ungewöhnliche Männer

auftraten, können nimmer mit dem Schwedenkönig verglichen werden. Nicht von dem edlen Zwecke der guten Sache, für das Heiligste und Ehrwürdigste, für Glaubens- und Gewissensfreiheit zu kämpfen, waren sie beseelt, nein, von dem schmutzigsten Eigennutz, oft von der niedrigsten Hab- und Gewinnsucht.

In dieser Zeit endloser Wirren, wo selbst alte Ordnung und Regelrechtigkeit aus der Kriegsführung gewichen zu sein schien, schied auch aus dem großen Kampfe, ohne dessen Ende gesehen zu haben, Kaiser Ferdinand II., der insofern den großen Geistern angehört, als er sich stets gleich blieb, und mit unerschüttertem Muthe für seinen Glauben, wie für die alleinseligmachende Kirche kämpfte. Vor seinem Ende wurde ihm noch die Befriedigung, seinen Sohn, Ferdinand III., zu seinem Nachfolger auf dem Churfürstentage zu Regensburg allgemein anerkannt zu sehen. Er starb am 15. Febr. 1637 im 59. Jahre seines Alters.

Herzog Bernhard von Weimar verfolgte mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft seine am Rheine wieder betretene Siegesbahn. Bei Rheinfelden überfiel er das liguistische Heer, schlug es und machte unter mehreren angesehenen Heerführern auch den tapfern Reitergeneral, der ihn oft gehetzt hatte, Johann von Werth, zum Gefangenen. Rheinfelden, Röteln und Freiburg mußten sich dem Herzog ergeben; allein sein Ziel war die wichtige, außerordentlich verschanzte Feste Breisach, die er zum Grundstein seiner am Rhein zu errichtenden Herrschaft ausersehen hatte. Der Besitz dieses festen Platzes sicherte die Behauptung des Breisgau's, so wie des Elsaß, verlieh aber auch Frankreich die Schlüssel zum Reiche. Kaiser Ferdinand III., die Wichtigkeit dieser Veste wohl kennend, sparte kein Opfer, den muthigen Vertheidiger, Reinach, zu unterstützen. Bernhard griff unverzüglich mit seinen 15,000 Mann bei Wittenweyer (30. Juli 1638) den um 3000 Köpfe stärkeren zum Entsatz anrückenden Feind an, schlug ihn, erbeutete 3000 Wagen mit Munition, hielt auf dem Schlachtfelde sein Dankgebet und kehrte zur Belagerung Breisachs zurück. Die übermäßige Anstrengung warf den Herzog von Weimar aufs Siechbett; allein der Feind, welcher von neuem seine Schanzen bestürmte, machte ihn sein Übel vergessen, er raffte sich vom Krankenlager auf und trieb den Feind in die Flucht. Von Breisach ging ein Bollwerk nach dem andern verloren, und der Feldzeugmeister von Reinach sah bald alle Mittel der Gegenwehr erschöpft. Die Besatzung hatte mit Gras und Baumrinde ihr Leben gefristet; Wachen hüteten die Kirchhöfe, um die Leichen vor den durch Hunger zur Verzweiflung Getriebenen zu schützen, und rohe Krieger sollen, so erzählt man sogar, sich mit dem Fleische von auf der Straße aufgegriffenen Kindern gesättigt haben. Am 19. Decbr. 1638 öffnete Breisach die Thore, Herzog Bernhard hielt seinen Einzug und

ließ im Dome ein feierliches Siegesfest halten. Die viermonatliche Belagerung hatte 20,000 Menschen hingerafft.

Von da, wo Bernhard stets größer und mächtiger zu werden anfing, sah Richelieu um so eifersüchtiger auf des Helden wachsenden Ruhm, und konnte es durchaus nicht verzeihen, daß Bernhard Breisach nicht im Namen Frankreichs in Besitz genommen hatte. Bernhard hingegen verfolgte, unbekümmert um Richelieu's Grollen, seine Siegesbahn und nahm eine Felsenveste nach der andern. Im Begriff, den letzten Theil des vom Feinde noch besetzten Hochburgund zu erobern, erkrankte Bernhard plötzlich zu Neuenburg am Rheine. Auf dem Todtenbette vergaß er Deutschlands und seines Hauses nicht. Er verordnete, daß die durch ihn gewonnenen Länder seinen Brüdern zufallen; falls diese aber sie nicht nähmen, im Frieden dem deutschen Reiche zurückgegeben werden sollten. Dem Tode ruhig entgegensehend, betete er mit seinem Hofprediger, legte sich nieder und starb am 8. Juli 1639 im 36. Jahre seines Alters*). Man bezeichnete in jener Zeit des Herzogs Arzt, Bandini aus Genf, als den Mörder, der auf Geheiß Richelieu's ihn vergiftet habe. Dieser Verdacht fand dadurch um so mehr Grund, daß sogleich nach Bernhards Tode französische Unterhändler bei dem Heere erschienen und dasselbe nebst den besetzten Festungen an sich kauften. Drei schwedische Reiterregimenter jedoch, 3000 Mann stark, welche nichts vom französischen Solde wissen wollten, schlugen sich mit klingendem Spiele zu den Ihrigen durch; Breisach aber war auf diese Weise durch den deutschen Helden für Frankreich erkämpft worden. Der Herzog von Longueville, von Richelieu zum Führer des weimarischen Heeres erkoren, führte dasselbe über den Rhein und suchte in Verbindung mit Banner den Östreichern, namentlich Piccolomini, Vortheile abzugewinnen. Bald jedoch trat Longueville Krankheits halber aus seinem Wirkungskreise und übergab den Kommandostab Guébriant. Dieser, herrischen Gemüths und dabei kleinlichen Geistes, trennte sich bei Regensburg von den Schweden, die eben, durch Thauwetter verhindert, die Eroberung der Stadt, in welcher Ferdinand III. mit den versammelten Ständen seinen ersten Reichstag hielt (1641), aufgeben mußten.

Banner, nach Axel Oxenstierna's Rückkehr nach Schweden den Kommandostab in Deutschland führend, verheerte, nachdem er bereits des Kaisers neuen Bundesgenossen, den Churfürsten von Sachsen, in der blutigen Schlacht bei der märkischen Stadt Wittstock der mecklenburgischen Gränze nahe (am 4. Octbr. 1636) aufs Haupt geschlagen

---

*) In dem Residenzschlosse zu Weimar ist Herzog Bernhard zu Ehren in einem eigens zu diesem Zwecke erbauten und alterthümlich ausgeschmückten Zimmer — das Bernhardszimmer gewöhnlich genannt — der vergoldete Harnisch aufgestellt, den er in den Schlachten zu tragen pflegte. Der Leichnam ruht in der Fürstengruft zu Weimar.

hatte, in schnellen Kreuz- und Querzügen Böhmen, Sachsen und andere Länder. Zum Beweise seiner Siege auf deutschem Boden sandte er 600 erbeutete Fahnen und Standarten nach Stockholm. In der Wildheit seines Gemüths ließ er in Böhmen oft in einer Nacht mehr als 100 Dörfer, Flecken und Schlösser in Brand stecken. Wo der Himmel sich röthete, hatte Banner seinen Aufenthalt. Adam Pfuhl, ein unter ihm kommandirender General, rühmte sich, daß er allein auf Befehl seines Obergenerals mehr als 800 böhmische Ortschaften verbrannt habe. Als dieser Pfuhl auf seinem Zuge durch Thüringen dem Tode nahe kam, war in dem vom banner'schen Heere verödeten Lande kaum ein Geistlicher aufzufinden, der ihm auf sein eifriges Verlangen Trost zusprechen konnte. Aber auch Banner kam seinem Ende bald nahe. Die steten Sorgen um die Seinigen, die durchwachten Nächte, die unerhörten Beschwerden auf den in Eile zurückgelegten Märschen, so wie die Freuden der Tafel und der Wollust, die er bis zum Übermaße genoß, zerrütteten seine Kräfte so, daß er unfähig, ein Roß zu besteigen, sich in einer Sänfte dem Heere nachtragen lassen mußte, als dieses dem Laufe der Saale von Naumburg nach Halle folgte. In diesem Zustande ereilten ihn Boten des französischen Marschalls Guébriant, der sich, neidisch auf Banners Größe, bei Regensburg getrennt hatte, welche verkündigten, daß ihr Herr (Guébriant) bei Weißenfels von Piccolomini umstellt sei, sich nicht zu helfen wisse und seines Rathes wie seiner Hülfe bedürfe. Banner ließ sich augenblicklich zu seinen weimarischen Kampfgenossen, den früheren Stolz ihres Führers vergessend, tragen, und zeigte, mit geübtem Blick die Stellung des Feindes überschauend, den hart Bedrängten die Mittel und Wege zu ihrer Rettung. Dies war die letzte der unzähligen großen Kriegsthaten, die er auf seiner Feldherrnbahn vollbrachte. Zu Halberstadt erlag er der Schwäche und verschied (den 10. Mai 1641) im 39. Jahre seines Alters. Gegen 80,000 Mann waren in den kaum zu zählenden Schlachten und Gefechten, die er geliefert hatte, gefallen. Sein Verlust als eines großen Heerführers wurde von den Schweden bald aufs empfindlichste gefühlt, und man fürchtete, daß er nicht zu ersetzen sein würde. Der Geist der Empörung und Zügellosigkeit, durch das überwiegende Ansehen dieses gefürchteten Generals in Schranken gehalten, erwachte, sobald er dahin war. Die Officiere fordern mit furchtbarer Einstimmigkeit ihre Rückstände, und keiner der Generale, welche nach Banner das Kommando theilen, besitzt Kraft und Ansehen genug, diesen Mahnern zu genügen oder Stillschweigen zu gebieten. Die Kriegszucht erschlafft und die Armee vermindert sich mit jedem Tage, indem die Lüneburger die schwedischen Fahnen verlassen und sich mit dem Kaiser vergleichen, die Hessen nicht minder sich absondern, um in Westphalen bessere Quartiere zu suchen und die fran-

gothisch-weimarischen Völker, völlig erschlafft, nicht den geringsten Eifer zeigen. Die Kaiserlichen und Sachsen, obgleich noch mehreremal empfindlich geschlagen, benutzen diesen verderblichen Zustand des schwedisch-französischen Heeres und machen beträchtliche Fortschritte in Niedersachsen.

Durchdrungen von der Überzeugung, daß ohne einen Generalissimus der Krieg nicht mit Einigkeit und Nachdruck fortgeführt werden könne, traten die Obersten zusammen und erwählten sich in Leonhard Torstenson ein Oberhaupt. Der Gewählte, in der Kriegsschule von Gustav Adolph gebildet, von Banner als der Stolz des Heeres geschätzt, in der Blüthe seiner Jahre stehend, erschien mit frischem Geld und neuen Soldaten. Von dem Podagra gelähmt und an die Sänfte gekettet, besiegte er alle seine Gegner durch Schnelligkeit, und seine Unternehmungen hatten Flügel, während sein Körper die peinlichste aller Fesseln trug. Unter ihm veränderte sich der Schauplatz des Kriegs. Die erschöpften Länder konnten seinem Heere nichts mehr bieten; deshalb mußte er solche aufsuchen, wo sie neue Kraft und neuen Muth gewinnen konnten, und dies waren die Erblande des Kaisers selbst, die den Jammer des Kriegs, unter welchem ganz Deutschland seufzte, nicht erfahren hatten. Dahin also mußte er sich mit seinem Heere den Weg bahnen.

Die Kaiserlichen hatten in Schlesien über den schwedischen General Stalhantsch bedeutende Vortheile errungen und denselben bis Neumark zurückgedrängt. Torstenson, seine Hauptmacht im Lüneburgischen vereinigend, rief Stalhantsch zu sich und brach mit ihm (1642) durch Brandenburg in Schlesien ein. Glogau wird mit dem Degen in der Faust erobert und Herzog Franz Albert von Sachsen-Lauenburg *) bei Schweidnitz gänzlich geschlagen und selbst getödtet. Schweidnitz fiel ohne großen Widerstand und fast das ganze diesseits der Oder gelegene Schlesien gerieth in die Hände des Siegers. Nun stand Torstenson Mähren offen, und mit unaufhaltsamer Gewalt drang er bis in das Innerste dieses Landes vor und besetzte Olmütz. In Wien zitterten schon Alle und dachten auf Flucht oder Vertheidigung. Da gelang es Piccolomini und Erzherzog Leopold mit überlegener Macht den schwedischen Eroberer aus Mähren und Schlesien zu vertreiben. Torstenson überschwemmte nun die Lausitz, nahm Zittau weg, marschirte an die Elbe und stand in kurzem vor Leipzig, das er mit einer Eroberung bedrohte. In dieser, seit zehn Jahren verschont gebliebenen Stadt hoffte er reichen Vorrath an Lebensmitteln zu finden und starke Brandschatzung zu erheben.

Piccolomini's und Leopolds Truppen rückten alsobald über Dresden zum Entsatz herbei; Torstenson aber, um nicht zwischen der Armee und

*) Es war derselbe, an dessen Seite Gustav Adolph bei Lützen fiel; er war später in kaiserliche Dienste übergetreten.

der Stadt eingeengt zu werden, zog ihnen in geregelter Schlachtordnung entgegen. Wunderbarer Weise trafen die Heere (2. November 1642) auf dem Boden (Breitenfeld) wieder zusammen, wo bereits vor 11 Jahren Gustav Adolphs Waffen den Sieg davon getragen hatten. Die Schweden unter Stalhantsch und Willenberg warfen sich mit solchem Ungestüm auf den noch nicht geordneten linken Flügel der Östreicher, daß die sämmtliche Reiterei über den Haufen geworfen und zum Treffen gänzlich unbrauchbar gemacht wird. Als eben den linken Flügel der Schweden ein ähnliches Schicksal bedrohte, kam der siegende rechte Flügel zu Hülfe, fiel dem Feinde in den Rücken und trennte alle Glieder. Nach verzweifelter Gegenwehr, nach dreistündigem harten Kampfe räumten die Kaiserlichen das Schlachtfeld. Die Führer beider Heere hatten das Äußerste gethan. Erzherzog Leopold war mit seinem Regimente der Erste beim Angriff und der Letzte auf der Flucht. Von den Schweden lagen über 3000 Mann und zwei ihrer besten Generale auf dem Wahlplatze; von den Kaiserlichen hingegen deckten 5000 den Boden und fast eben so viele wurden gefangen. Sechs und vierzig Kanonen, das Silbergeschirr des Erzherzogs, so wie die ganze Bagage fiel in die Hände der Sieger. Torstenson rückte vor Leipzig, die geschlagenen Östreicher aber nach Böhmen. Leopold konnte die verlorne Schlacht nicht verschmerzen, und das Reiterregiment, welches zuerst die Flucht nahm, mußte seinen ganzen Grimm fühlen. Im Angesicht aller Truppen erklärte er es für ehrlos, ließ Pferde, Waffen und Insignien nehmen, die Standarten zerreißen und mehrere Officiere, so wie von den Gemeinen den zehnten Mann erschießen. Leipzig ergab sich nach drei Wochen an Torstenson, mußte aber für seinen Widerstand das ganze schwedische Heer neu bekleiden und sich mit drei Tonnen Goldes von der Plünderung loskaufen.

Ohngeachtet des strengen Winters rückte Torstenson vor Freiberg und schloß es ein. Der Muth der Belagerten schlug alle Angriffe zurück, so daß die Schweden mit bedeutendem Verlust*) die Belagerung aufgeben und den Rückmarsch antreten mußten. Nach angezogener Verstärkung aus verschiedenen Garnisonen stand der schwedische Generalissimus mit Blitzesschnelle wieder an der böhmischen Gränze, durcheilte dieses Königreich und entsetzte das hart bedrängte Olmütz in Mähren. Ganz Mähren mußte schwere Erpressungen von den Schweden erdulden und Wien erblickte wiederum feindliche Streifschaaren. Kaiser Ferdinand III. forderte in der Angst den ungarischen Adel auf; allein dieser, auf seine Rechte: außerhalb seines Vaterlands nicht zu dienen, sich berufend, ließ Mähren den Schweden zum Raube werden.

*) In diesem unruhigen Feldzuge soll Torstenson allein über 3000 Pferde eingebüßt haben.

In der Zeit, wo Torstenson durch seine Siege und oft unerklärlichen Märsche alle Welt in Erstaunen setzte, waren die Verbündeten in andern Theilen des Reichs nicht müssig geblieben. Die hessischen und weimarischen Truppen unter dem Grafen von Eberstein und dem Marschall Guébriant hatten einen Einfall in das Erzstift Cöln gemacht und den kaiserlichen General von Hatzfeld, der ihrem Rauben Einhalt thun wollte, bei Kempen (im Januar 1642) so geschlagen, daß 2000 blieben und gegen 4000 gefangen wurden. Dieser Sieg machte sie zu Herren des ganzen Churfürstenthums, das ihnen nicht nur Winterquartiere bot, sondern auch außer den ihnen nöthigen Pferden noch tausend andere Dinge liefern mußte. Guébriant, die hessischen Völker zum Schutz der gemachten Eroberungen zurücklassend, brach nach Thüringen auf, um Torstenson in Sachsen zu unterstützen; allein mitten auf dem Marsche änderte er seinen Plan und ging nach dem Main und Rhein zurück. Doch dieser Zug kam ihm theuer zu stehen, da er unablässig mit dem Schnee, der grimmigen Kälte und Werths Reiterei zu kämpfen hatte. Nach unsäglichen Mühen und großen Verlusten langte er endlich im Breisgau an, wo er mit den Seinigen ein kümmerliches Unterkommen fand und sich kaum wieder bis zum nächsten Sommer zu erholen vermochte.

Richelieu's Tod, der im November 1642 erfolgte, brachte keine Änderung in die Kriegsangelegenheiten, vielmehr wurden dieselben von seinem Nachfolger Mazarin mit erneuetem Eifer fortgesetzt, so theuer sie auch der französischen Krone zu stehen kamen. Er schickte dem Feldmarschall Guébriant unter dem Prinzen Condé eine beträchtliche Verstärkung, die es ihm möglich machte, wieder mit Ehren in Deutschland aufzutreten. Guébriant eilte nach Schwaben, bekam Rotweil mit einem beträchtlichen bairischen Magazine in die Hände, büßte aber hier sein Leben ein. Die Franzosen zogen sich hierauf nach Tuttlingen und die umliegenden Dörfer, wo sie in aller Gemächlichkeit auszuruhen gedachten. Allein hier war ihnen ein Überfall zugedacht, den Johann von Werth*), ein Meister in dieser Art Krieg zu führen, trefflich ausführte. Werth machte den Angriff (24. November 1643) von einer Seite, wo er am wenigsten vermuthet wurde. Die ganze außerhalb der Stadt befindliche Artillerie ward ohne Widerstand genommen und das nahe liegende Schloß Honberg ohne Schwerdtstreich erobert. Die Franzosen waren besiegt, ehe sie es recht wußten. Die Reiterei dankte ihre Rettung der Schnelligkeit ihrer Pferde; das Fußvolk aber wurde zusammengehauen oder streckte die Gewehre. Mehr als 2000 deckten den Boden und gegen 7000 gaben sich gefangen.

*) Johann von Werth war seit einiger Zeit gegen Gustav Horn wieder ausgewechselt worden.

Diese Niederlage der Franzosen hätte leicht den Schweden verderblich werden können, da nunmehr die ganze kaiserliche Macht sich gegen sie zu wenden vermochte. Torstenson hatte bereits Mähren im September (1643) verlassen und sich nach Schlesien gewendet. Niemand wußte die Ursache seines Aufbruchs. Plötzlich zog er an der Elbe hinab bis Havelberg, wo er seiner Armee bekannt machte, daß er sie nach Holstein gegen die Dänen führen wolle. Die dänischen Landschaften waren vom Kriege lange unberührt geblieben und boten den Schweden treffliche Winterquartiere dar. Den Vorwand zum Kriege gegen Dänemark fand Torstenson in der Eifersucht, mit welcher es stets die schwedischen Siege betrachtet hatte, so wie in den mannichfachen Hemmnissen, die es offen und geheim dem schwedischen Wachsthume zu legen suchte. Torstenson stand in Holstein, ehe man eine Feindseligkeit ahnte. Ohne Widerstand ergossen sich die Schweden über das ganze Herzogthum und bemächtigten sich der festen Plätze, und würden bis Seeland vorgedrungen sein, wenn nicht die Jahreszeit allzu stürmisch gewesen wäre.

Der Kaiser Ferdinand III. hielt es für seine Pflicht, Dänemark nicht zum Opfer werden zu lassen und Schweden durch dasselbe zu vergrößern. So schwierig auch der weite Marsch durch verwüstete Länder war, so säumte er doch nicht, den General Gallas mit einer bedeutenden Armee nach Holstein zu senden. Gallas eroberte Kiel und hoffte in Verbindung mit den Dänen die Schweden in Jütland einzuschließen. Torstenson jedoch, neu gestärkt, ging Gallas entgegen und drückte ihn den ganzen Elbstrom hinauf bis Bernburg, wo die Kaiserlichen ein festes Lager hatten. Torstenson marschirte so geschickt, daß er den Feinden in den Rücken kam und sie von Sachsen und Böhmen trennte. Der Hunger wüthete aufs schrecklichste in dem kaiserlichen Lager, raffte den größeren Theil des Heeres hin und nöthigte den Rest zum Rückzug nach Magdeburg. Die Reiterei, welche nach Schlesien zu entrinnen suchte, wurde bei Jüterbogk von Torstenson zerstreut, worauf das noch übrige Heer bei Magdeburg fast gänzlich aufgerieben wurde. Mit kaum 2000 Mann gelangte Gallas nach Böhmen, und der geängstete König von Dänemark*) Christian IV. mußte unter sehr harten Bedingungen (1645) den Frieden von Schweden erkaufen.

Während auf Torstensons Befehl Axel Lilienstern Chursachsen schrecklich quälte und Königsmark ganz Bremen sich unterwarf, brach der unermüdete Generalissimus selbst mit kaum 16,000 Mann und 80 Kanonen in Böhmen ein, um den Krieg aufs neue in des Kaisers Erbstaaten zu verpflanzen. Auf diese Schreckensbotschaft eilte Ferdinand III. selbst

*) In des Volkes Munde lebte eine Wahrsagung, die der berühmte Astronom Tycho Brahe gegeben haben soll: daß Christian IV. im Jahre 1644 mit einem bloßen Stecken aus seinem Reiche wandern müsse.

nach Prag, um durch seine Gegenwart der Armee Muth einzuflößen. Auf des Kaisers Machtgebot versammelte Hatzfeld die ganze östreichische und bairische Macht und stellte diese den vorrückenden Schweden bei Jenkau (24. Febr. 1645) entgegen. Ferdinand, auf die größere Zahl seines Heeres, besonders der Reiterei, so wie auf die Jungfrau Maria, die ihm im Traume erschienen war und einen gewissen Sieg versprochen hatte, bauend, sah ruhig der Schlacht entgegen. Allein der unerschrockene Torstenson mit seinem geringeren Haufen blieb Meister. Nach achtstündigem höchst blutigen Treffen war die östreichisch-bairische Armee so gut als vernichtet; denn 2000 deckten den Boden, und Hatzfeld, der beste General, mußte sich mit mehr als 3000 ergeben.

Alle östreichischen Lande wurden durch diese Schlacht den Schweden eröffnet. Ferdinand III. floh nach Wien, um die Stadt in Vertheidigung zu setzen und sich, seine Schätze und seine Familie in Sicherheit zu bringen. Gleich einer brausenden Wasserfluth brechen die Schweden in Mähren und Östreich ein und stehen vor Wien, und aus Ungarn kommt, wie einst Bethlen Gabor, Ragotzy mit seinen rohen Horden dem Torstenson zu Hülfe. Der Churfürst Johann Georg von Sachsen, durch die Einquartierungen der Schweden und deren schreckliches Hausen in seinem Lande aufs äußerste gebracht, ergreift in der Noth das einzige und letzte Rettungsmittel, einen Waffenstillstand mit den Schweden abzuschließen*). Der Kaiser verlor dadurch wieder einen Bundesgenossen und hatte die Betrübniß zu hören, daß die Baiern ebenfalls von dem französischen Heere unter Condé geschlagen worden wären.

In dieser schrecklichen Noth kam dem Kaiser dadurch Hülfe, daß sich Ragotzy mit seinen wilden Horden, die blos zu rauben und zu morden verstanden und Torstenson mehr schadeten als nützten, durch Geld beschwichtigen ließ; daß die Belagerung von Brünn die Hauptmacht Schwedens schwächte und noch außerdem Seuchen, durch Mangel, Unreinlichkeit und schlechte Kost erzeugt, Tausende hinraffen. Torstenson sah sich genöthigt, Östreich schnell zu verlassen und nach Böhmen aufzubrechen. Seine zunehmende körperliche Schwäche bewog ihn, den Oberbefehl niederzulegen und nach Schweden zurückzukehren, um in der Stille des Privatlebens Linderung gegen die Qualen seiner Krankheit zu suchen.

Nach Torstensons Abzuge athmete der Kaiser und mit ihm sein ganzes Land von neuem auf; allein es war ein kurzer Genuß, da Gustav Wrangel als Nachfolger im Oberkommando mit gleicher Geschicklichkeit und gleichem Glück den Krieg fortführte. Die französischen Heere unter den berühmten Feldherrn Türenne und Condé machten

*) Dieser Waffenstillstand wurde von Jahr zu Jahr bis zum Frieden verlängert.

ebenfalls in den Rheingegenden bedeutende Fortschritte und überzogen in Verbindung mit Wrangel die bairischen Lande dermaßen, daß der so fest am östreichischen Hause hangende Churfürst Maximilian sich gezwungen sah, den alten Bundesgenossen zu verlassen und einen Waffenstillstand (am 24. März 1647) zu Ulm abzuschließen, in welchen auch Cöln mit aufgenommen wurde. Vermöge dieses Traktats verließen nun Franzosen und Schweden Baiern und zogen in andere Länder.

Baierns Waffenstillstand schmerzte den Kaiser sehr und selbst Officiere des bairischen Heeres waren über den Schritt ihres Herrn entrüstet, der sie dadurch ganz außer Thätigkeit setzte. Johann von Werth stand an der Spitze der Mißvergnügten und entwarf, vom Kaiser selbst aufgemuntert, ein Complot, die bairische Armee abtrünnig zu machen und zum Kaiser überzuführen. Der Kaiser ließ sogar förmliche Abrufungsbriefe an die churfürstlichen Völker ergehen, worin er ihnen zeigte, daß sie Reichstruppen wären, welche der Churfürst blos in kaiserlichem Namen befehligt habe. Maximilian entdeckte noch zeitig das Ganze und vermochte durch geeignete Anstalten der Ausführung zuvorzukommen.

Veränderte Umstände und Reue brachten den Churfürsten Maximilian jedoch bald wieder zu dem Entschluß, den Waffenstillstand aufzukündigen und aufs neue zu den Waffen zu greifen. Die schnelle Hülfe, die er dem Kaiser nach Böhmen schickte, drohte den Schweden höchst verderblich zu werden, und Wrangel mußte aufs eiligste Böhmen verlassen. Des Kaisers Macht schien wieder eine bedeutende Höhe zu erreichen; allein Maximilian, etwas neidisch auf des Kaisers Glück, hielt plötzlich inne, die schwedische Armee zu verfolgen. Von neuem griffen daher die Feinde die kaiserlichen Erbstaaten an. Der schwedische General Königsmark stand, ehe man es vermuthete, vor Prag und nahm durch Verrath die sogenannte kleine Seite der Stadt, wobei blos ein Mann ums Leben kam. Indem er Wrangel erwartete und sich anschickte, die Altstadt, Prags größere Hälfte, ebenfalls zu nehmen, erreichte ihn die Botschaft von dem zu Osnabrück und Münster (am 24. October 1648) unterzeichneten Frieden. Königsmark erwarb sich den Ruhm, den dreißigjährigen Krieg durch die letzte glänzende Aktion beschlossen zu haben.

Der westphälische Friede.

Bereits seit dem Jahre 1636 erhoben Tausende von Unglücklichen ihre Stimmen und wünschten sehnlichst einen Frieden, der den unsäglichen Gräueln und Bedrückungen ein Ende machen und den Völkern ungestörte Ruhe geben möchte. Selbst der Papst Urban VIII. bemühte

sich um diese Zeit vermittelnd einzutreten und den gewünschten Frieden herbeiführen zu helfen; allein der verschlagene französische Minister Richelieu, dem der Krieg für Frankreichs Größe und Einfluß auf Deutschland ganz unentbehrlich zu sein schien, wußte auf alle mögliche Weise den begehrten Frieden zu hintertreiben. Jedoch vom Jahre 1640 an wurden die Versuche ernstlicher betrieben, und in der Mitte des Sommers 1643 sollten die eigentlichen Friedensunterhandlungen eröffnet werden; zu Osnabrück mit den Schweden und zu Münster mit den Franzosen. Die kaiserlichen Gesandten trafen zur bestimmten Zeit ein; allein die schwedischen erst am Ende des Jahres und die französischen sogar erst im April des kommenden Jahres (1644). Diese Saumseligkeit schien eine üble Vorbedeutung zu sein; und wirklich fingen die Unterhandlungen mit so kleinlichen Dingen an, daß ein rascher Fortgang nicht zu erwarten stand. So verlor man viel kostbare Zeit über den elendesten Rangstreitigkeiten, indem die französischen Gesandten in ihrem eitlen Gepränge die ersten zu sein verlangten. Dann ging viel Zeit dadurch verloren, daß alle Gesandten der einzelnen Reichsstände zusammenberufen wurden, worauf die Franzosen bestanden, da sie hierin eine Gelegenheit zu finden meinten, entweder mehr zu gewinnen, oder doch, wenn es ihnen gut dünkte, um so mehr den Saamen der Zwietracht ausstreuen zu können.

Vor Allem hätte die Feststellung der innern Ordnung des deutschen Reichs und ganz besonders der beiden Religionsparteien, worüber ja der unselige Krieg ausgebrochen war, der Hauptgegenstand der Verhandlungen sein müssen; allein darnach fragten die fremden Mächte, Frankreich und Schweden, nicht, sondern nur nach dem, was sie an Land, Leuten und klingender Münze als Entschädigung für die gebrachten Opfer bekämen. Und auf Anrathen und Verwenden eines deutschen Oberhauptes, des Churfürsten von Baiern, ließen sich die übrigen Gesandten zur Nachgiebigkeit bringen, vor Allem Frankreich und Schweden zu befriedigen. Frankreich, welches das Wenigste mit eigenen Kräften in dem heißen Kampfe gethan und sich blos aus dem schmutzigsten Eigennutze in den Streit gemischt hatte, Frankreich, das lieber den Protestantismus vertilgt als gehegt hätte, führte jetzt durch seine Gesandten die übermüthigste und frechste Sprache und that Forderungen, die kaum zu erfüllen waren. Allein die beiden Gesandten, d'Avaux und Servien, voller Trug und List, kein Mittel verschmähend und durch ihre Beredtsamkeit hinreißend, wußten das zu erlangen, was sie wünschten und begehrten. Die Schweden, minder anmaßend und habsüchtig, rissen dennoch nicht unbedeutende Stücke des Reichs an sich und faßten dadurch Fuß auf deutschem Boden. Mit blutendem Herzen sahen die Freunde des Vaterlandes und der gerechten Sache die schimpfliche Be-

handlung, welche sich das Reich in seinen Gliedern gefallen ließ. Am würdigsten benahmen sich die kaiserlichen Gesandten, besonders der Graf von Trautmannsdorf, der vom November 1645 an die Verhandlungen mit Ruhe und Umsicht leitete und nie den billigen Forderungen der Protestanten sein Herz verschloß, wofür er aber durch den Einfluß der Jesuiten von seinem Posten (1647) abgerufen wurde. Unter den zahlreichen Bevollmächtigten der deutschen Reichsstände, welche sich nach ihren Confessionen entweder in Osnabrück oder in Münster einfanden, zeichnete sich als unermüdeter Wortführer der katholischen Partei Franz Wilhelm, Bischof von Osnabrück und Abgeordneter von Chur-Cöln, aus. Diesem gegenüber trat Jakob Lampadius*) für die Sache des Evangeliums als kräftigster Verfechter auf, und entdeckte mit scharfem Blick die geheimen Einflüsterungen der Jesuiten, welche als Beichtväter die katholischen Gesandten auf dem Congresse beaufsichtigten. Durch Einsicht und Festigkeit in Punkten des Glaubens wußte er eine solche Stellung einzunehmen, vor welcher zuweilen die Gesandten zu Münster erschraken. Mehrere andere Abgeordnete gaben sich große Mühe, mit Kraft und Gründlichkeit die Anmaßungen der Fremden und mit Milde und Geduld die Uneinigkeit der deutschen Stände zu bekämpfen; allein von Seiten der übrigen Glieder des Reichs wurde ihnen nicht der gehörige Beistand zu Theil, und so mußten sie es geschehen lassen, daß eigentlich dem deutschen Reiche mehr Nachtheile als Vortheile aus diesem Frieden erwuchsen. Denn:

Frankreich erhielt die Bisthümer Metz, Toul und Verdun, ganz Elsaß, den Sundgau, die Festungen Breisach und Philippsburg, und zwang die Deutschen zu dem Versprechen, am Oberrhein mehrere Festungen zu schleifen und zwischen Basel und Philippsburg keine neuen Vesten anzulegen. In Frankreich jubelte man laut über die guten Geschäfte, welche die Gesandten gemacht hatten, und verkündigte es offen, daß Frankreich noch nie einen so vortheilhaften Frieden errungen habe.

Schweden, welches jedoch nicht so kräftige Vertreter wie Frankreich in seinen Gesandten, Johann Oxenstierna, des Reichskanzlers Sohn, und Adler Salvius, fand, bekam zwar auch beträchtliche Landstriche, die aber großentheils arm waren und zerstreut lagen. Es erhielt Vorpommern und Stettin, die Insel Rügen, die Stadt Wismar im Mecklenburgischen, wie die Bisthümer Bremen und Verden an der Weser und außerdem 5 Millionen Thaler Ersatz der Kriegskosten, welche das arme Reich aufzubringen hatte.

Dem Churfürsten von Brandenburg wurde Hinterpommern, obgleich er gültige Ansprüche auf ganz Pommern hatte, das Bisthum Magdeburg, die Bisthümer Halberstadt, Minden und Kamin zu Theil.

*) Von Geburt der Sohn eines armen Bauers aus dem Calenbergischen.

Mecklenburg wurde für Wismar mit den Bisthümern Schwerin und Ratzeburg entschädigt.

Hessen-Kassel erhielt wegen seiner festen Anhänglichkeit an Schweden, obgleich es nicht einen Fuß breit von seinem Lande verlor, die Abtei Hersfeld, ein Stück der Grafschaft Schaumburg und noch 600,000 Thaler.

Braunschweig-Lüneburg wurde wegen seiner Ansprüche auf Magdeburg und Minden blos das Recht eingeräumt, das Bisthum Osnabrück abwechselnd mit einem seiner Prinzen zu besetzen.

Dem ältesten Sohne des unglücklichen Friedrich V. von der Pfalz, Karl Ludwig, gab man seine Erbländer bis auf die Oberpfalz, welche Baiern behielt, wieder.

Die schwierigsten und die meiste Zeit in Anspruch nehmenden Verhandlungen waren die in Sachen der Religion. Die Protestanten verlangten nicht nur für sich Religionsfreiheit, sondern auch für die protestantischen Unterthanen in des Kaisers Landen. Trautmannsdorf, jede billige Forderung der Protestanten beachtend, erklärte, daß sein Herr und Kaiser lieber Land und Leute verlassen, als hierein willigen werde. Doch gab er endlich so weit nach, daß für Schlesien den Herzögen von Brieg, Liegnitz und Münsterberg, so wie der Stadt Breslau Religionsfreiheit zugestanden wurde; in den übrigen Provinzen Schlesiens aber den Protestanten die Auswanderung erlaubt sein solle. Man mußte sich also mit dem Errungenen begnügen und den Gewissenszwang in den kaiserlichen Erbstaaten herrschen lassen. Nach langen und mit Heftigkeit geführten Erörterungen wurde in Bezug auf den Besitz geistlicher Güter und Kirchen festgesetzt, daß die Protestanten alle vom ersten Januar 1624 an besessenen Güter und Kirchen behalten sollten, wobei die Clausel angefügt wurde: die Reformirten auf gleiche Weise der sich hieraus ergebenden Vortheile theilhaftig werden zu lassen. Das Jahr 1624 wurde das Normaljahr genannt, und das vordem die Gemüther so gewaltig erbitternde — Restitutionsedikt — hiermit aufgehoben und vernichtet. Außerdem nahm man noch als gerecht und billig an, daß kein Landesherr im Reiche seine Unterthanen, welche sich zu einer andern Kirche als er selbst bekennen, drücken solle*). Ferner wurde bestimmt, daß die Beisitzer des Reichskammergerichts zu gleichen Theilen nach der Religion (24 katholische und 24 evangelische) ernannt und der Reichshofrath nicht ausschließlich von Katholiken besetzt werden solle, damit in Angelegenheiten der Religion für jede Confession eine gleiche Anzahl Richter den entscheidenden Spruch fällten.

*) Die protestantischen Fürsten sind dieser Feststellung gewissenhaft nachgekommen und haben ihren katholischen Unterthanen nicht den mindesten Zwang angethan. Geschah dieß auch immer von denen der Gegenpartei?

Durch diese Bestimmungen wurde der westphälische Friede Grundgesetz für das deutsche Reich, und wenn auch hierdurch nicht aller Streit und alle Unzufriedenheit ihr Ende nahmen, so kam doch mehr Ruhe und Duldung in die vordem stark bewegten Gemüther. Man gewöhnte sich daran, in dem einer andern Confession Zugethanen den Deutschen, den Stammesbruder, ja den Christen zu finden. Die Besseren aller Parteien hielten es von nun an für ein strafwürdiges Unrecht, dem Glauben der Andersdenkenden irgend eine Gewalt anzuthun. Die schroffe Scheidewand, welche vordem die Religionsverschiedenheit zwischen den deutschen Stämmen aufgerichtet hatte, wurde doch durch diesen Religionsfrieden fast gänzlich niedergerissen, und hierin möchte wohl das größte Lob liegen, was dieser Friede verdient.

Die Bestimmungen, welche in Bezug auf die Hoheitsrechte der Fürsten und das Verhältniß der Reichsstände zum Kaiser getroffen wurden, lockerten das an und für sich schon lockere Band zwischen dem Kaiser und den Reichsständen nur noch mehr. Der westphälische Friede machte die Unabhängigkeit der Fürsten gesetzlich. Sie erhielten die volle Landeshoheit und das Recht, Krieg und Frieden zu schließen, und Bündnisse sowohl unter sich, als mit Fremden zu machen, wenn sie nur nicht (so hieß die angefügte Clausel, die leicht zu umgehen und zu deuten war) zum Schaden des Reiches seien. Damit es einem jeden, solchen Vorwand zu nehmen, leicht werde, warfen sich Frankreich und Schweden zu Hütern des deutschen Reichs auf und zu Bürgen der deutschen Verfassung, so wie alles dessen, was in dem Frieden zu Münster und Osnabrück festgesetzt worden war.

Auch den Reichsstädten wurde auf den Reichstagen eine entscheidende Stimme zugestanden, wodurch es in der Folge drei Kollegien mit gleichem Stimmrechte gab, nemlich das der Churfürsten, der Fürsten und der Städte.

Die Franzosen wußten es durch ihre Ränke und List dahin zu bringen, daß die schweizerische Eidgenossenschaft durch einen besondern Artikel als ein unabhängiger Staat anerkannt wurde, Spanien die Unabhängigkeit der Niederländer bestätigen und Deutschland sie der früheren Reichspflicht entlassen mußte.

So löblich und gut auch so Vieles in diesem Frieden war, so blieb es doch immer zu beklagen, daß die Fremden in Alles sich einmischten und gleichsam den Deutschen die Gesetze vorschrieben und aus Allem den größten Vortheil zogen. Kein Friede, der früher geschlossen worden war, kam aber hinsichtlich des Umfangs dem westphälischen bei, der seitdem die Grundlage des europäischen Staatsrechts abgab. Von der Nord- und Ostsee bis nach Triest und von Polens Gränze bis über den Rhein dankte hierauf das Volk durch kirchliche Feier dem Herrn aller

Herrn für den erfolgten Frieden, gegen dessen Annahme aber der Statthalter Christi, der heilige Vater, sich verwahrte, der es nicht verzeihen wollte, daß die Pfalz zurückgegeben worden war, so viele Güter und Kirchen in den Händen der Evangelischen blieben und das jungfräuliche Holland unabhängig erklärt wurde. Doch er sah sich genöthigt, da er es nicht zu ändern vermochte, zum bösen Spiel eine gute Miene zu machen.

Noch ein Blick auf Deutschland unmittelbar nach dem Frieden.

Mit Sorge und großer Anstrengung war das verflochtene Friedenswerk zu Stande gebracht; zwar ruhte das Schwerdt in der Scheide und der fürchterliche Geschützesdonner war verhallt, allein nur langsam und durch neue Opfer konnte es ausgeführt werden. Die Franzosen wichen nicht eher aus den eroberten Festungen, als bis sie die geringste der gestellten Bedingungen erfüllt sahen, und die Schweden lagerten sich noch zwei Jahre lang in die sieben Kreise des deutschen Reichs, bis sie die ausbedungenen fünf Millionen Thaler, die nur mit großer Mühe und Gewalt in den verarmten, gänzlich erschöpften Ländern aufgebracht zu werden vermochten, erhalten hatten. Diese lästigen Gäste, welche auch im Frieden Raub und Brandschatzung zuweilen sich noch erlaubten, kosteten dem armen deutschen Reiche noch überdieß täglich 170,000 Thaler. Die geschlagenen Wunden waren zu groß und zu tief, als daß sie in wenig Jahren hätten heilen und vernarben können, und der gewaltige Krampf konnte nur in langsamen Zuckungen endigen. Deutschland glich einem schweren Kranken, der, nach dem gemeinen Sprichwort, pfundweis die Kraft verloren hatte und sie lothweis wieder erhielt. Der frühere Segen war bis auf die letzte Spur in allen Theilen des Vaterlandes erstorben. So zählte Wirtemberg noch 1641 313,000 Menschen und sieben Jahre nachher, als der Friedensruf ertönte, nur noch 41,000. Gegen 40,000 Häuser lagen in Schutt und Asche und der von 1628 bis zum Friedensschluß erlittene Schaden dieses einzigen Ländchens wurde auf 119 Millionen Gulden angegeben. In Schlesien und Brandenburg hatte die Flamme mehr als ein Drittel der Gebäude in Städten und Dörfern verzehrt, und die Einwohnerzahl war durch Hunger und Seuchen bis zur Hälfte geschmolzen. In Sachsen und Thüringen lagen unzählige Dörfer in Trümmern und Asche, die, nie wieder erbaut, nur dem Namen nach in den Flurbüchern zu finden sind. Auch einzelne Städte sanken von ihrer großen Seelenzahl fast bis auf einzelne Einwohner herab; so Augsburg von 80,000 auf 20,000, Nürnberg bis auf

10,000 u. s. w. Nach allgemeiner Annahme hatte der schreckliche Krieg mehr als zwei Drittheile von Deutschlands Bewohnern hingerafft, und zwar die Blüthe der Bevölkerung. Wahr bewies sich das Wort eines alten Schriftstellers: im Frieden begräbt der Sohn den Vater, im Kriege der Vater den Sohn. Handel und Verkehr war im Innern Deutschlands völlig dahin und die schönsten und fruchtbarsten Fluren lagen unbebaut aus Mangel an Arbeitern und Zugvieh. In Thüringen, wo nach beendigtem Kriege ein Gaul mit 3000 Gulden bezahlt wurde, sah man hie und da von Frauen den Pflug gezogen. Die Münzen waren durch Verfälschung, das sogenannte „Kipper- und Wipperwesen," unter allen Werth herabgesunken. Doch das Ärgste war die schreckliche Sittenverwilderung. Die Bevölkerung zeigte sich zur Arbeit lässig; sie verschmähte das Feld zu bestellen und hatte keinen Muth, die eingeäscherten Wohnungen wieder aufzubauen. Schamlose Frauen, feile Dirnen, die bei dem Heere ihre Rechnung gefunden hatten, wollten dem Handwerk nicht entsagen, und entlassene Söldner, der Arbeit und des geregelten Lebens entwöhnt, trieben als Räuberbanden umher, machten Wald und Flur unsicher und überfielen wehrlose Wanderer, wie Dörfer und einzeln stehende Höfe. Der junge Keim des neuen Geschlechts schien im Entstehen vergiftet zu sein und ein kränkelndes Zeitalter ohne Kraft und Muth zu folgen.

Aber dennoch bewährte sich die deutsche Tüchtigkeit auch in dieser Zeit durch ein verhältnißmäßig schnelles Ermannen, und zwar zunächst in sittlicher Hinsicht, in einem tiefen Ernste, der auf das gänzlich losgebundene Leben folgte. Die wüst aufgewachsene Jugend veranlaßte die Fürsten, die größte Sorge auf Kirchen und Schulanstalten zu wenden, welche Sorge bald hundertfältige Zinsen trug. Mit der neu erwachten Thätigkeit lebte vor Allem der Landbau so schnell wieder auf, daß kaum ein größeres Beispiel des deutschen Fleißes zu finden ist. Bald blühten die Felder wieder und Dörfer wie Städte erhoben sich weit schöner aus ihrer Asche. Handel und Verkehr belebte Straßen und Märkte, und Wissenschaft wie Kunst schien höher zu steigen als je.

Möge nie wieder ein so zerrüttender, alle Grundfesten des bürgerlichen, häuslichen und sittlichen Lebens erschütternder Krieg über unser deutsches Vaterland kommen; und möge Allen das errungene, durch so vieler Edlen Blut erkaufte Kleinod — Glaubens- und Gewissensfreiheit — ein ewig theures bleiben!



